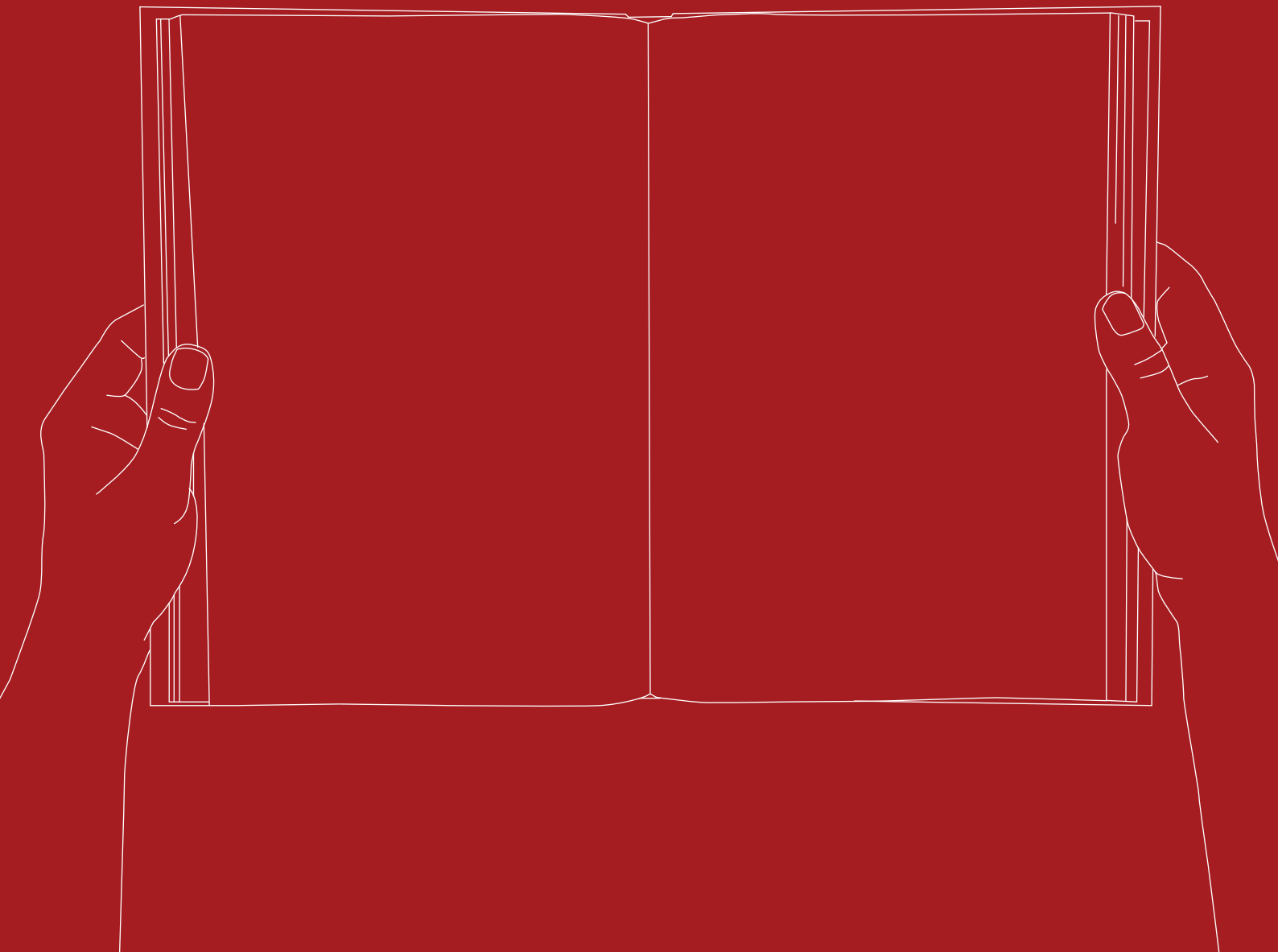


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Linda Wolfsgruber
sieben. die schöpfung
Claudia Pappert
- 6 Wilhelm Schmidt-Biggemann
**Vom Glanz des göttlichen Wortes
Dimensionen spekulativer Bibel-
auslegung**
Ulli Roth
- 8 Britta Lauenstein
Bibeltexte in Leichter Sprache
Rita Müller-Fieberg
- 10 Konrad Schmid
Das Exodusbuch heute lesen
Beate Kowalski
- 12 Andreas Schüle
Das Jesajabuch heute lesen
Beate Kowalski
- 14 Amy-Jill Levine / Marc Zvi Brettler
**Hebräische Bibel und
Altes Testament**
*Anna Sophie Reitnauer /
Martin Nitsche*
- 16 Jacob Thiessen
Einleitung in das Neue Testament
Manuel Bonimeier
- 18 Martin Meiser
Das Evangelium nach Markus
Sandra Huebenthal
- 20 Sandra Huebenthal /
Manuel Bonimeier (Hg.)
**Neue Freundschaft mit dem
geliebten Jünger**
Rainer Schwindt
- 22 Judith König
**Die basileia tou theou im
Markusevangelium**
Rainer Schwindt
- 24 Erwin Möde
**Heuschrecken und wilder Honig
Johannes der Täufer –
eine tragische Heilsgeschichte**
Heribert Körlings

Kirche

- 27 Otto Kallscheuer
**Papst und Zeit
Heilsgeschichte und Weltpolitik**
Thomas Brose
- 28 Florian Baab
**Wie die Dampfmaschine das
Fegefeuer löschte
Eine Reise in die katholische Welt von
gestern**
Bernward Schmidt
- 30 Hans-Joachim Sander
**Nach der Geduld und jenseits
von egal**
Thomas Franz
- 32 Wolfgang Beinert
**Die Form der Reform
Anmerkungen zur Lage und Lehre
der Kirche**
Manfred Gerwing
- 34 Wolfgang Beck
**Sprung in den Staub
Elemente einer risikofreudigen
Praxis christlichen Lebens**
Sandra Pantenburg
- 36 Michael Hainz
**Pilgern
Hineinlaufen in Gottes Gegenwart**
Martin Lörsh
- 38 Matthias Struth
**Letzte Fragen
Was Sterbende wissen wollen**
Matthias Voß
- 40 Gunter Geiger / Marco Bonacker (Hg.)
**Zwischen Verantwortung und
Kontroversität**
Stefan Scholz
- 41 Marius Schwemmer (Hg.)
**KulturDiakonie
Chancen für eine Kirche von morgen**
Friederike Lanz
- 44 Andreas G. Weiß
Kirche braucht Bildung
Alexander Schüller

Kunst / Literatur

- 47 Jon Fosse
Ein Leuchten
Marie-Luise Reis
- 49 Jon Fosse
Ich ist ein Anderer
Marie-Luise Reis
- 50 Gerhard Mevissen
Senkrechter Gesang
Thomas Menges
- 52 Simone Husemann /
Sabrina Faulstich
**Bekannte Unbekannte
Katholische Sakralräume in
Wiesbaden**
Gustav Schmiz
- 54 Katharina Henkel (Hg.)
**Frösche, Feuer, Finsternis
Aktuelle zeichnerische Positionen
zu Jan Luyken (1649-1712)**
Thomas Menges
- 56 Jutta Kähler (Hg.)
**Ästhetik
Bilder wahrnehmen – lesen –
verstehen**
Thomas Menges
- 58 Christoph Gellner
**„Wo Sinn war, ist Suche“
Spielarten des Spirituellen in der
Gegenwartsliteratur**
Thomas Sojer

Philosophie / Ethik

- 61 Giovanni Maio
Ethik der Verletzlichkeit
Rita Anna Tüpper
- 64 Otfried Höffe
Die hohe Kunst des Verzichts
Hanno Heil
- 66 Holger Zaborowski
**Sinn-Fragen
Denkversuche in unsicheren Zeiten**
Rita Anna Tüpper
- 68 Ahmad Milad Karimi
**Gott 2.0
Grundfragen einer KI der Religion**
Hartmut Sommer
- 70 Heinrich Schmidinger
**Toleranz – auch eine Geschichte
Europas**
Eckhard Nordhofen
- 72 Josef Kraus
**Im Rausch der Dekadenz
Der Westen am Scheideweg**
Jochen Ring
- 74 Birgit Kelle
**Ich kauf mir ein Kind
Das unwürdige Geschäft mit der
Leihmutterchaft**
Jochen Ring
- 76 Dagmar Kiesel / Sebastian Schmidt
/ Thomas Smettan
**Altruismus
Interdisziplinäre Perspektiven**
Hanno Heil
- 80 Marcus Willaschek
**Kant
Die Revolution des Denkens**
Thomas Schmidt
- 82 Omri Boehm / Daniel Kehlmann
**Der bestirnte Himmel über mir
Ein Gespräch über Kant**
Markus Krienke
- 86 Rudolf Langthaler / Magnus Striet
**Vernunftreligion statt Kirchen-
glauben?
Kants unerledigte Anfragen an
die Theologie**
Hans-Jürgen Müller

Pädagogik / Religionspädagogik

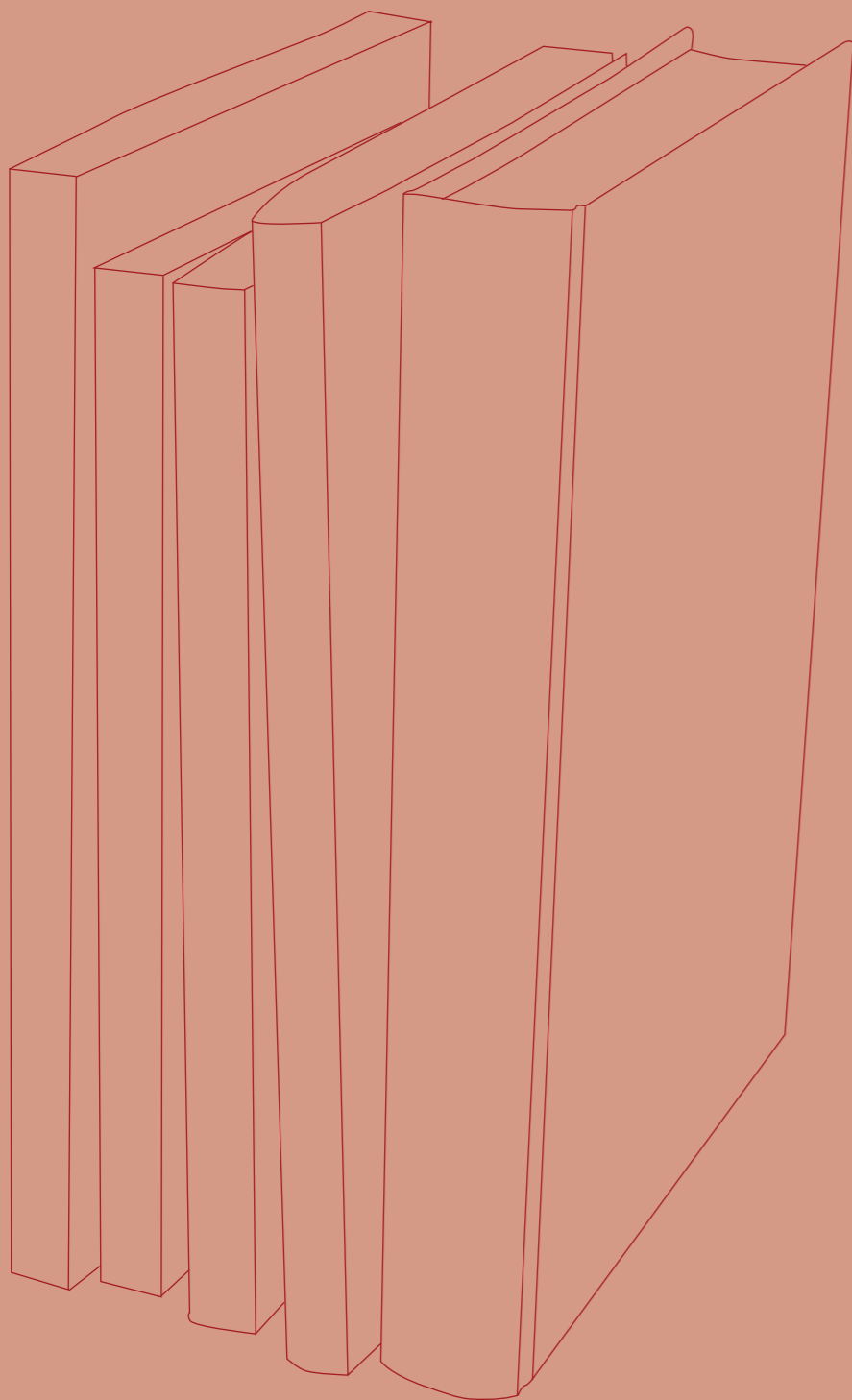
- 91 Klaus Mertes
**Herzensbildung
Für eine Kultur der Menschlichkeit**
Christian Heidrich
- 92 Burkard Porzelt
**Glauben korrelativ
kommunizieren
Annäherungen an das religions-
pädagogische Korrelationsprinzip**
Sebastian Lindner
- 94 Britta Baumert / Caroline Teschmer
**Konfessionell kooperativer
Religionsunterricht**
Karl Vörckel
- 95 Alissa Geisler / Clauß Peter Sajak
(Hg.)
**Digitale Religionsunterricht
entwickeln und gestalten
Das Projekt KathReliOnline**
Christian Gottas
- 96 Ralf Weskamp
**Schulrecht
Eine methodische Anleitung**
Magdalene Kläver
- 98 Georg Schwikart / Jochen Straub
(Hg.)
**Ich bin traurig, du bist da
Trost-Gedanken und Lieder**
Silke Lechtenböhrer
- 100 Jonathan Haidt
**Generation Angst
Wie wir unsere Kinder an die
virtuelle Welt verlieren
und ihre psychische Gesundheit
aufs Spiel setzen**
Jochen Ring

Theologie

- 103 Manfred Gerwing
**Gott – mehr als ein Wort
Grundlagen der Gotteslehre**
Stefan Hartmann
- 106 Stefan Walser (Hg.)
**Fehlt Gott?
Eine Spurensuche**
Heribert Körlings
- 108 Philipp David
**Der Tod Gottes als Lebensgefühl
der Moderne
Geschichte, Deutung und Kritik
eines Krisenphänomens**
Linus Hauser
- 110 Magnus Striet
**Alte Formeln – lebendiger Glaube
Das Glaubensbekenntnis
ausgelegt für die Gegenwart**
Gerd Neuhaus
- 112 Dietmar Mieth
**Jede Wende – ein Anfang
Eine theologisch-ethische Analyse
gegenwärtiger Transformationen**
Gotthard Fuchs
- 114 Gotthard Fuchs
**Gottvorkommen
Mystik im Alltag**
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 116 Tomáš Halík
**Traum vom neuen Morgen
Briefe an Brückenbauer**
Thomas Franz

Andere Religionen / Weltanschauungen

- 119 Dorothea Weltecke
**Die drei Ringe
Warum die Religionen erst im
Mittelalter entstanden sind**
Laura-Maria Joksimovic
- 122 Mouhanad Khorchide
Ein Muslim auf dem Jakobsweg
Thorsten Paprotny



Linda Wolfsgruber
sieben. die schöpfung

Innsbruck / Wien: Tyrolia Verlag, 2024

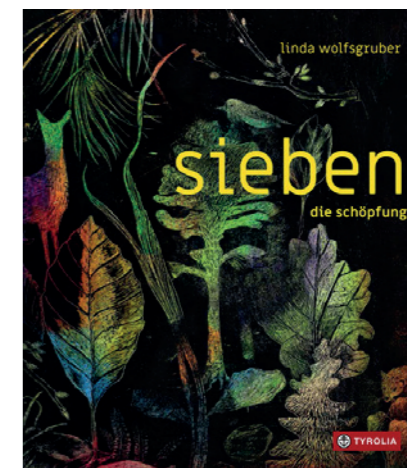
120 Seiten m. farb. Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-7022-4150-6

Bunt und intensiv – so ist der erste Eindruck, wenn man Linda Wolfsgrubers Buch „sieben. die schöpfung“ aufschlägt. Die gebürtige Südtiroler Malerin und Illustratorin hat eine eigene künstlerische Interpretation des alttestamentlichen Schöpfungshymnus geschaffen. Mit wenig Text und ausdrucksstarken Bildern widmet sie sich jedem der sieben Schöpfungstage in ganz eigener Weise. Während es sich zu Beginn des Buches vor allem um Monotypien handelt, werden diese im Laufe des Buches von Bildern abgelöst, die in Ölkreide-Kratztechnik ausgeführt worden sind. Entsprechend dem Gedicht von der Erschaffung der Welt sind die ersten Bilder rau, fast schon roh. Das Tohuwabohu zu Beginn der Genesis wird dunkel und düster dargestellt; im Laufe der Schöpfung entstehen aus dem Chaos Himmel und Erde, Wasser und Land. Von Tag zu Tag wird nicht nur die beschriebene Schöpfung konkreter und bunter, auch die Bilder gewinnen an Intensität und werden dichter. Die Vielfalt der Farben und Formen gleicht auf manchen Seiten einer Farbexplosion, bunt und eindrucklich. Zu sehen gibt es immer mehr: Landschaften und Tiere aus verschiedenen Regionen der Welt. Kamele in einer Oase, Kuhherden mit Hirten vor Alpenkulisse, Meerestiere und verschiedenste Vogelarten, Blumenwiesen mit Insekten haben ihren Platz und laden zum Entdecken ein. Auch beim mehrmaligen Durchblättern stößt man immer wieder auf Neues, an dem das Auge hängenbleibt, sodass das kleinste Lebewesen Aufmerksamkeit erhält. Man sollte sich die Zeit nehmen, um das jeweilige Bild zu erkunden und die Fülle zu sehen, die mit jedem weiteren Schöpfungstag mehr wird.

Obwohl manche Werke so dicht sind wie Wimmelbilder und darin einiges entdeckt werden kann, bietet das Buch einen niederschweligen Zugang zum Schöpfungshymnus. Mit wenig Text und ausdrucksstarken Illustrationen lohnt sich das Einlassen auf



die Bilder nicht nur für Kinder; auch für Erwachsene gibt es viel zu sehen und zu erkunden. Leider überzeugt das Layout des Buches nicht immer, denn die Wucht mancher Bilder wird durch die Platzierung über die Buchbindung hinweg gemindert. Ein Buchformat, das die Werke, insbesondere die runden, besser in Szene setzt, wäre wünschenswert gewesen. Auch die versetzten Positionen von Bild und Text auf unterschiedlichen Seiten des Buches, beispielsweise zur Entstehung des Menschen, wirken leider asynchron. Das ausdrucksstarke Bild, das menschliche Umriss zeigt, in denen Flora und Fauna zu sehen sind, wirkt so ein wenig verloren. Interessant zu erfahren wäre, warum die Autorin sich für eigene Texte in Anlehnung an die Einheitsübersetzung entschieden hat, trotz vielfältiger Bibelübersetzungen, die es mittlerweile gibt und die viel Potenzial bieten, um mit ihrer je eigenen Prägung die Genesis zu beschreiben.

Ein starkes Statement setzt Linda Wolfsgruber zu Beginn des Buches mit dem Satz „Weil sie uns anvertraut ist ...“ bei dem ein Appell an die Leserinnen und Leser mitschwingt. Diesem folgen dann Bilder und Zeichnungen, die Lust machen, sie zu entdecken und genauer hinzusehen. Ein Buch, das über Generationen hinweg einlädt, die Schöpfung neu zu betrachten, in ihrer Pracht und Buntheit – ob im Buch oder in der Natur.

Claudia Pappert

Wilhelm Schmidt-Biggemann
Vom Glanz des göttlichen Wortes
Dimensionen spekulativer Bibelauslegung

Freiburg: Herder Verlag, 2024

221 Seiten

26,00 €

ISBN 978-3-451-39858-2

Vernimmt man den Ausdruck „Glanz des göttlichen Wortes“, kommt einem vielleicht Hebr 1,2 (der Sohn Gottes als „Abglanz der göttlichen Herrlichkeit“) oder Weish 2,26 (Gottes Weisheit als „Abglanz des ewigen Lichtes“) in den Sinn. Vielleicht denkt man auch an die alle Zeiten und Religionsauseinandersetzungen überdauernden Worte Jesu wie etwa in der Bergpredigt, die heute noch unmittelbar das Herz berühren können. Der Berliner Wissenschaftshistoriker und Experte für Barock- und Aufklärungsphilosophie Wilhelm Schmidt-Biggemann beginnt bei Ersterem, endet dann aber nicht bei Letzterem, sondern recht nüchtern in einer aufklärerisch fundierten Entzauberung allzu spekulativer, von „intellektueller Phantasie“ beflügelten Schriftdeutungen über die Grenzen des „strikt wissenschaftlich Vertretbaren“ hinaus. Dort scheint der Glanz oder besser Lack ab zu sein, wenn von der „Katastrophe der Offenbarungstheologie“ oder ihrem fälligen Absturz die Rede ist.

Dabei lässt der Autor eine Vielzahl abendländischer Geistesgrößen auftreten. Neben dem hellenistisch-jüdischen Philosophen Philon von Alexandrien sind dies kabbalistische Schriften, dann der Katalane Raimundus Lullus und sein deutscher Leser Nikolaus von Kues, der Pforzheimer Hebraist Johannes Reuchlin, der französische Philologe Guillaume Postel, der italienische Renaissancegelehrte und Dominikaner Tommaso Campanella und der britische Kabbalist Robert Fludd, zum Abschluss dann der Hamburger Orientalist Hermann Samuel Reimarus und sein Editor Gottfried E. Lessing. Sie treten in fünf größeren thematischen Blöcken auf: jüdische Kabbala, „Sprache Adams“, womit aber weniger die Frage nach der Ursprache als dem Urwissen des Begründers des Menschengeschlechtes gemeint ist, dann Entwürfe zu einer Universalreli-



gion aller Menschen, Lösungen für die Historizität der Sintfluterzählung und die Destruktion der Offenbarungsreligion durch die rationalistische Aufklärungsphilologie. Diese „spekulative“, also mit viel Philosophie und vormoderner Philologie kreativ ans Werk gehende Schriftauslegung wird dabei meist überblickshaft und gerafft präsentiert, zum Glück aber immer wieder mit ausführlicheren Beispielen wie bei Reuchlins Deutung des Namens Jesus als lesbarer und verstehbarer Form des Gottesnamens JHWH. Die teilweise abenteuerlichen oder gar tragischen Lebensgeschichten wie die Postels oder Campanellas erleichtern es, am Ball zu bleiben, wenn einem manche Schriftauslegung dann doch zu verstiegen vorkommt. Fast alle lateinischen oder anderssprachigen Fremdzitate sind übersetzt, was angesichts der Materialfülle die Lektüre etwas erleichtert.

Natürlich ist der Autor der Experte für diese Materie. Dennoch beschleicht den Leser das Gefühl, dass hier vor allem Merkwürdigkeiten versammelt sind, die zudem nicht alle unter die weite Klammer „spekulative Bibelauslegung“ passen. Raimundus Lullus hat z.B. keinen Bezug zu Bibelexegese, sehr wohl aber zu metaphysisch experimenteller Philosophie. Die Koraninterpretation des Cusanus kann durchaus positiver gedeutet werden und nicht als Bruch mit seiner früheren Vision in „De pace fidei“, ist aber kein rechtes Beispiel für Bibelauslegung. Der Abschluss mit der fundamentalen Kritik des Reimarus an der Heiligen Schrift als Offenbarungszeugnis, untermauert durch die Autorität des Sympathieträgers Lessing, verliert schließlich manches aus dem Blick. Die historisch-kritische Bibelphilologie verdankt sich nicht nur der religionskritischen Aufklärungsphilosophie – der Autor deutet dies an –, sondern durchaus einem seit den Zeiten Reuchlins und Erasmus' geschärften Sinn für die sprachliche Gestalt des Gotteswortes. Sie brach nach Reimarus nicht einfach in sich zusammen. Vielmehr wusste sie sich innerhalb der kirchlich geprägten Exegese aller Konfessionen trotz unterschiedlicher Widerstände durchzusetzen (z. B. Richard Simon) und macht die Bibelexegese zur heute wohl reflektiertesten Interpretationswissenschaft unter allen Philologien. Insofern wäre zu wünschen, dass der Autor nach diesem Werk der Ernüchterung noch einen neuen Anlauf unternähme, um aus seinem überreichen Fundus auch vom bleibenden „Glanz des göttlichen Wortes“ zu schreiben und nicht nur von den grellen Funken, die in früheren Zeiten mit mehr oder weniger philologischer Gewalt aus dem Buchstaben geschlagen wurden.

Ulli Roth

Britta Lauenstein
Bibeltexte in Leichter Sprache
Intentionen – Arbeitsweisen – Herausforderungen
Praktische Theologie heute

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2024
437 Seiten
39,00 €
ISBN 978-3-17-044498-0

Deutsche Bibeltexte in Leichter Sprache bieten seit mehreren Jahren in beiden großen Kirchen verschiedene Gruppen und Institutionen an. Britta Lauenstein, die als Studienleiterin und Dozentin in der Ausbildung für Gemeindepädagogik und Diakonie selbst im Bereich „Leichte Sprache“ tätig ist, will mit ihrer Dissertation ein Grundlagenwerk schaffen, das die bisherige deutschsprachige Übersetzungslandschaft wissenschaftlich dokumentiert, reflektiert und vernetzt. Ihr Grundanliegen lässt sich mit dem Begriff „Teilhabe am Evangelium“ umschreiben: Es geht um die aktive Partizipation aller an der Gemeinschaft in Christus! Zu einer solchen Teilhabe leisten Bibeltexte in Leichter Sprache einen maßgeblichen Beitrag und wirken auf diese Weise am Reich Gottes im Hier und Heute mit – diese Überzeugung ist das Fazit ihrer Arbeit.

Kapitel I bietet eine Einführung in Definition, Intention und Regelwerk, Angaben zur Quellenbasis der Arbeit und Überblicke über bisherige (kleinere) Forschungsbeiträge sowie Initiativen in verschiedenen kirchlichen Praxisfeldern. „Verständlichkeit“ wird in Kapitel II doppelt beleuchtet: Im Kontext der Inklusionsdebatte werden u.a. die anthropologische Bedeutung von Sprache und die Entstehungsgeschichte Leichter Sprache angesprochen. Ausgehend von der Feststellung, dass das Christentum immer schon eine „Übersetzungsreligion“ gewesen sei, schärft Lauenstein im Kontext von Bibelübersetzungen das Prinzip der Zielgruppenorientierung aus. Für die heterogene Zielgruppe der Menschen mit kognitiven oder sprachlichen Beeinträchtigungen entwickelt sie eine Reihe von situationsgemäß



anzuwendenden Angemessenheitskriterien. Was „Teilhabe am Evangelium“ allgemeintheologisch und im Hinblick auf Bibeltexte in Leichter Sprache bedeutet, legt Kapitel III anhand von fünf Dimensionen dar (biblisch-schöpfungstheologische Grundlagen, praktische Ermöglichung von Zugänglichkeit und Selbstbestimmung, Notwendigkeit von Bildung für den Erwerb einer religiösen Sprachfähigkeit, Bedeutung von Teilhabe für Gemeinschaft und Spiritualität sowie die Forderung nach aktiver „Teilgabe“).

In Kapitel IV erfolgt eine breit angelegte Darstellung ausgewählter Gruppen, die trotz ähnlicher Grundintention große Unterschiede bezüglich der Rahmenbedingungen, Zielgruppen, Anwendungskontexte und Veröffentlichungsformen aufweisen. Eine stärkere wissenschaftliche Begleitung und Vernetzung erscheinen schon hier als offene Desiderata. Die durchgeführten qualitativen Experteninterviews werden bei den folgenden „Innenansichten“ (Kapitel V) im Hinblick auf die besonderen Übersetzungsherausforderungen konkret ausgewertet. Das allen Bibelübersetzungen innewohnende Spannungsverhältnis zwischen Texttreue und Deutungsspielräumen, verbunden auch mit der Frage der Deutungsmacht der Übersetzenden, wird speziell auf den Umgang mit Verneinungen und auf die Verwendung von bildhafter Sprache untersucht. Immer wieder wird die Chance sichtbar, in der Übersetzungstätigkeit und im Dialog mit den Prüfgruppen die eigene Theologie zu hinterfragen und von unreflektierten Floskeln zu befreien.

Kapitel VI stellt mit den „Außenansichten“ kritische Einwände gegen die Verwendung Leichter Sprache allgemein, gegen kommunikative Bibelübersetzungen und Bibeltexte in Leichter Sprache zusammen. Lauenstein nimmt konstruktive Kritik im Sinne einer ständigen Revisionsbedürftigkeit der Übersetzungen in Leichter Sprache positiv auf. Sie betont gegenüber pauschaler Kritik aber auch, dass die Alternative wäre, Menschen von einem selbstbestimmten Zugang zur Bibel auszuschließen. Minutiös werden in Kapitel VII anhand zweier prominenter Perikopen (Ps 23 und Lk 2) verschiedene Übersetzungen aus gängigen Vollbibeln und in Leichter Sprache miteinander formal und inhaltlich verglichen. Hier werden – z.B. dort, wo es um die Zentralmetapher des Hirten geht – die Herausforderungen konkret erfahrbar.

Kapitel VIII zeigt in die Zukunft weisende Desiderate auf (z.B. eine internationale Vernetzung, die Übersetzung größerer Textzusammenhänge, geeignete Illustrationen oder die Ausweitung auf andere Textformen wie Lieder). Mit Augenmaß formuliert die Autorin abschließend bleibende Spannungsfelder des Bibelübersetzens in Leichter Sprache. Zusätzliche Hintergrundinformationen (Synopsis zum Regelwerk; Materialien zu den Interviews; detaillierte Perikopenvergleiche; Register der bis 2023 verfügbaren Bibeltexte in Leichter Sprache) finden sich in einem umfangreichen Downloadbereich.

Die große Detailliertheit der Studie bildet sicher eine Herausforderung für die Lesenden. Wer sich dem aber stellt, der findet in Britta Lauensteins Buch ein bereicherndes Zeugnis engagierter Pionierarbeit.

Rita Müller-Fieberg

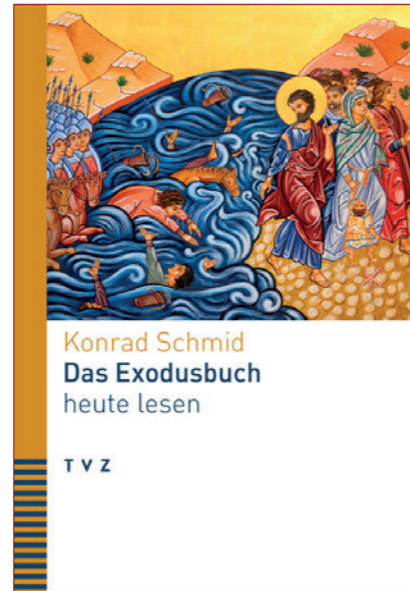
Konrad Schmid
Das Exodusbuch heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2023
130 Seiten m. farb. Abb.
19,80 €
ISBN 978-3-290-18555-8

Das Exodusbuch ist sicher eines der bedeutendsten Bücher im Alten Testament, da in ihm die zentralen Grunderfahrungen, die Befreiung durch Gott aus Sklaverei und die Wegführung in die Freiheit, thematisiert werden.

Konrad Schmid hat als Autor die Herausforderungen zu bewältigen, verständlich und zugleich knapp in das Exodusbuch einzuführen und mit seiner Auslegung eine breite interessierte Leserschaft mit den Ergebnissen der komplexen Exodusforschung zu erreichen, die vor allem nach der Bedeutung der biblischen Botschaft für heute fragt. Eine Einzelauslegung des Exodusbuches ist aufgrund des begrenzten Umfangs der Buchreihe unmöglich; daher sind die Schwerpunktsetzung und das Konzept bei dieser Kommentierung umso wichtiger. Beides gelingt dem Autor und macht das Buch zu einer spannenden Lektüre für jeden, auf der Grundlage der modernen Exegese nach Antworten für die Anwendung der Exoduserzählung sucht.

Vier kurze Einführungen stehen zu Beginn der Kommentierung: Das Buch Exodus wird in einem ersten Kapitel als Befreiungsgeschichte vorgestellt; es folgen Überlegungen zur mosaischen Unterscheidung (Mose als Urheber des Monotheismus), zur Entstehung des Exodusbuches und dem historischen Hintergrund des Auszugs (neuassyrische Zeit des 7. Jh. v. Chr.) aus Ägypten.



Ausführlich werden nun Themen der Exoduserzählung vorgestellt: die Unterdrückung in Ägypten, die gottesfürchtigen Hebammen, Geburt und Berufung des Mose, die Plagen, das Meerwunder und Schilfmeerlied, die Sinaiereignisse und das Bundesbuch, Gesetz- und Gesetzesauslegung, das Bundeszelt und Goldene Kalb. Die Auswahl der Themen folgt dem Plot der Exoduserzählung, die auf diese Weise jeweils kurz kommentiert werden; dabei werden der literarische und zeitgeschichtliche Kontext jeweils beachtet.

Außergewöhnlich lang ist der zweite große Teil des Kommentars, in dem es um die Wirkungsgeschichte geht. Dabei beginnt er mit der innerbiblischen Rezeption der Erzählung im AT und NT, bevor er in einem beeindruckenden Durchgang antike Schriftsteller, Koran, ausgewählte Epochen der Kirchengeschichte (Reformation, Freiheitsbewegungen der Neuzeit) und Geschichte des Judentums (nach 1947), die Rezeption durch den Psychologen Sigmund Freud, Befreiungsbewegungen (Martin Luther King), die Rezeption durch Befreiungstheologie, feministische Theologie, Kunst, Musik, Film und Philosophie behandelt (mit Abbildungen gut illustriert). Die abschließenden Überlegungen zur Aktualisierung des Exodusbuches für die Gegenwart gehen noch einmal durch die zentralen Abschnitte des Buches und nennen theologische Themen, die für die Gegenwart bedeutend sein können (Gottes Nähe zum Volk).

Der kleine Kommentar ist nicht nur verständlich und dem gegenwärtigen Forschungsstand verpflichtet, sondern auch ansprechend gestaltet. Besonders hervorzuheben ist, dass jedem Kapitel Bildtafeln mit Darstellungen zur Moseerzählung aus einer griechisch-katholischen Kirche in Bratislava vorangestellt werden, die zur Meditation einladen. Dem Autor ist es gelungen, das komplexe Exodusthema durch eine gute Auswahl der behandelten Aspekte und eine Konzentrierung auf das Wesentliche zu behandeln. Die Schwerpunktsetzung bei der Rezeptionsgeschichte unterscheidet diesen Band von anderen in dieser Reihe; sie gibt damit Einblick in die vielfältigen Rezeptionsmöglichkeiten biblischer Texte. Ein lesenswertes Buch, das mit Nachdruck zu empfehlen ist!

Beate Kowalski

Andreas Schüle
Das Jesajabuch heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2023
130 Seiten m. farb. Abb.
22,80 €
ISBN 9783290185732

Wenn doch alle exegetischen Kommentare so wären! Dieses Lesefazit soll diese Rezension einleiten und die abschließende Beurteilung vorwegnehmen. Dem Autor Andreas Schüle gelingt mit seiner Jesajakommentierung die Quadratur des Kreises, indem er einen wissenschaftlich-aktuellen UND verständlichen Kommentar zu Jesaja vorlegt. Dieses hochkomplexe atl. Prophetenbuch, das zu den „höchsten Bergen des AT“ (14) gehört, in verständlicher und zudem wissenschaftlich aktueller und angemessener Weise zu kommentieren, ist eine literarische und theologische Glanzleistung. Jede Leserin und jeder Leser erhält Einblick in die geschichtlichen Hintergründe des Jesajabuches, in die Textproduktion und komplexen Überarbeitungen bzw. Erweiterungen. Zentrale theologische Inhalte werden ebenso vermittelt wie Aspekte, was biblische Prophetie ausmacht. Aber nun der Reihe nach!

Im Vorwort gibt Andreas Schüle sachlich und persönlich Einblick in seine Kommentierung des Jesajabuches, die auch dialogisch mit seinen Studierenden, den Kolleginnen und Kollegen sowie Mitarbeitenden an der Universität in Leipzig entstanden ist. In einem einleitenden Kapitel greift der Autor sechs Punkte der klassischen Einleitungsfragen auf: Er stellt den unbekanntesten Propheten vor (1.), Jesaja und das Jesajabuch (2.), Theorien (von der Theorie über Proto-, Deutero-, Tritojesaja bis hin zu synchron-thematisch orientierten Ansätzen heute) über die Buchentstehung (3.), die Biographie des Jesajabuches (4.) sowie des Buchs und seiner Ausgaben (5.) und schließlich die Buchwerdung und -wirkung (6.).



Die Worte Jesajas sind Gegenstand des zweiten großen Abschnitts, in der es um Zeit und Ort, Höflinge und Aufsteiger, prophetische Passion, die politische Situation Judas, prophetische Warnungen für die Gegenwart, Jesaja und Hiskija, das drohende Unheil und Erbe Jesajas geht. Im nächsten Kapitel wird das Zeugnis der Schüler Jesajas vorgestellt: die versiegelte Schriftrolle, der Berufungsbericht, die Immanuelschrift, der angekündigte Friedensfürst, die Wehe-Sprüche und das Kehrversgedicht. Zentrale Aspekte der prophetischen Verkündigung werden vorgestellt. In den beiden folgenden Kapiteln wird Jesaja als Geschichtsbuch und Nekrolog des assyrischen Zeitalters präsentiert als auch das babylonische Zeitalter in den Blick genommen. Zwei weitere Kapitel widmen sich im Überblick den späteren Überarbeitungsschichten und Texten des Jesajabuches: Im Abschnitt „Das alte Jesajabuch und die Prophetie des Neuen“ werden Texte und Überarbeitungen der älteren Jesajateile betrachtet, die während des Exils entstanden sind, während der vorletzte Abschnitt das Sektenbuch in den Blick nimmt.

Die Abschlussreflexionen greifen rote Fäden auf, die sich durch das gesamte Buch ziehen und es lesenswert und herausfordernd machen: Es geht um die unerhörte Gottesrede, die sich im Anspruch prophetischer Rede äußert; Prophetie ist vor allem reales, gegenwärtiges Wort Gottes und „verbum externum“, Offenbarungswort an den Propheten, nicht ein Wort der Vergangenheit und erst recht keine Zukunftsprognose. Gerade die Gottesfrage in der prophetischen Verkündigung, ihr Gelingen und Misslingen, die der Autor immer wieder thematisiert, machen den Kommentar auch zu einer geistlich tiefen Lektüre, die Wissenschaft und Spiritualität miteinander sachlich-reflektiert verbindet. Die Collagen des Leipziger Künstlers Heinrich Mauersberger sind dazu eine gute Hilfe. Zudem werden abschließend die schwierigen Themen Hölle, Strafe und neue Welt thematisiert.

Das Buch ist durch das angefügte Glossar, eine Geschichtstabelle und Literaturempfehlungen leserfreundlich und durch die Einfügung farblicher Bildtafeln (Edward Hicks: Peaceable Kingdom; Collagen des Leipziger Künstlers Heinrich Mauersberger) gestaltet. Der Autor empfiehlt, seinen Kommentar zusammen mit einer Bibelausgabe zu lesen. Diesem Rat würde ich die Lektüre des Exkurses zu Buchrollen und Bibliotheken anschließen; die antike Buchproduktion lässt die Komplexität des Wachstumsprozesses des Jesajabuches erst richtig verstehen. Man wünscht sich mehr dieser gelungenen Kommentare!

Beate Kowalski

Amy-Jill Levine / Marc Zvi Brettler

Hebräische Bibel und Altes Testament

Warum Juden und Christen die gleichen Texte unterschiedlich lesen

Aus dem Englischen von Claus-Jürgen Thornton

Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft. 2024

494 Seiten

58,00 €

ISBN 978-3-438-05494-4

Das Buch von Amy-Jill Levine und Marc Zvi Brettler „Hebräische Bibel und Altes Testament – Warum Juden und Christen Texte unterschiedlich lesen“ führt ein in die Welt der Bibel – aber in welche? Völlig zu Recht eröffnen beide ihr Werk mit grundsätzlichen Klärungen und Fragestellungen. Was heißt es, Bibel zu lesen? Was ist eigentlich die Bibel, wie funktioniert Auslegung und was bedeutet es, wenn sie in einer spezifischen Gemeinschaft erfolgt? Gibt es jüdische und christliche Bibeln? Hier finden Lesende eine bibelhermeneutische Grundlegung, die viele Erkenntnisse der vergangenen Jahrzehnte bündelt und zugleich die amerikanisch(-jüdische) Perspektive durchscheinen lässt, die im Buch immer mal wieder aufblitzt und eine Bereicherung der genuin deutschsprachigen Darstellungen sein kann. Vielleicht wäre eine direktere Übertragung des Originaltitels „The Bible With and Without Jesus“ deshalb sogar frischer und passender gewesen. Gemeinsam mit dem Vorwort der Übersetzer der deutschen Ausgabe, in dem wichtige Begriffe und Phänomene stringent wie übersichtlich erklärt und definiert werden (etwa Hebräische Bibel/Altes Testament, Qumran, Mischna und Talmud), entsteht eine Art bibelhermeneutischer Grundkurs. Auf diese Grundlegung folgt ein Durchgang durch ausgewählte Themenkomplexe, in denen die wechselseitige Anschlussfähigkeit der verschiedenen Lesarten herausgearbeitet wird. So erschließt sich eine große Breite biblischer Sinnhorizonte.



Es sind nicht immer konkrete biblische Perikopen, die in den einzelnen Kapiteln präsentiert und besprochen werden. Mitunter werden auch Themen, die in der Auslegungsgeschichte und besonders mit Blick auf ihr christologisches Potential eine gewisse Brisanz entwickelt haben, durch verschiedene biblische Bücher hindurch entwickelt. Das zweite Kapitel „Problem und Verheißung der Prophetie“ stellt sich einem ganz grundlegenden Problem christlicher Bibelhermeneutik und schlägt so nochmal eine Brücke in den Eröffnungsteil. Es schließen sich Themenkapitel in folgender Reihung an: „Die Welterschöpfung“, „Adam und Eva“, „Du bist Priester in Ewigkeit“, „Auge um Auge“ und „Die andere Wange hinhalten“, „Trinkt mein Blut: Opfer und Sühne“, „Eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären“, „Jesajas leidender Gottesknecht“, „Das Zeichen des Jona“, „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ und „Menschensohn“. Ein abschließendes Kapitel („Fazit: Von der Polemik zur Chance“) wirbt für eine gegenseitige Bereicherung jüdischer und christlicher Zugänge zur Bibel. Das Vorgehen in den einzelnen Kapiteln folgt keinem festen Raster, sondern ergibt sich recht schlüssig aus der Natur des jeweiligen Themas.

Beispielhaft sei das Kapitel „Adam und Eva“ (109-146) vorgestellt. Es erfolgt zunächst ein Kurzkomentar zur Paradieserzählung in Gen 2-3, der historische Einordnung ebenso bietet wie Seitenblicke in die (griechische) Septuaginta-Tradition und Überlegungen zur für diesen Textbereich so wichtigen Geschlechteranthropologie. Weitere Abschnitte fokussieren den „Garten Eden“ und den „Verzehr der verbotenen Frucht“ und zeigen zudem Verbindungslinien zu anderen biblischen Texten auf. Auf die biblischen Betrachtungen folgen Nachzeichnungen der verschiedenen Wirkungsgeschichte: Es geht (recht knapp) um „Die christliche Vorstellung von der Erbsünde“ und (eher ausführlich) um die „spätere jüdische Tradition“. Das Kapitel endet mit einer Diskussion verschiedener Umgangsstrategien mit der biblischen Vielstimmigkeit, die man biblizistisch harmonisieren kann – oder konstruktiv annehmen bzw. historisch-kritisch (mit Hilfe der Quellenscheidung) erklären.

Obwohl sich unter den gewählten Themen auch Erwartbares findet, hebt sich der Ansatz von Levine und Brettler von ähnlichen Publikationen ab. Die Behandlung der einzelnen Themen erfolgt ausführlich. Entwicklungen werden wirklich nacherzählt, historische und aktuelle Zugänge miteinander verbunden und stehen nicht einfach nebeneinander. Bekanntes erscheint so in einem neuen Kontext, neue Einsichten brechen dazwischen hervor. Der Band sucht weniger die Profilierung jüdischer oder christlicher Leseweisen, sondern erschließt Potentiale für eine gegenseitige Bereicherung. Dabei werden allerdings, zugunsten einer klaren Didaktik, manche Ambivalenzen und Schwierigkeiten weniger deutlich herausgearbeitet.

Die hermeneutischen Einführungen, die linguistischen Erläuterungen und eine Sprache, die auch ohne größeres Vorwissen verstanden werden kann, machen das Werk zu einem geeigneten und empfehlenswerten Studienbuch. Ein Nachschlagewerk zu einzelnen Themen ist es aufgrund seiner vielfach überraschenden Struktur und wegen des weniger systematischen Ansatzes eher nicht. Wer sich auf den Band einlässt, profitiert von der jahrzehntelangen wissenschaftlichen und didaktischen Erfahrung zweier profilierter Köpfe aus der Bibelwissenschaft und wird Chancen der jeweils „anderen“ Auslegungstradition noch stärker schätzen lernen.

Anna Sophie Reitnauer / Martin Nitsche

Jacob Thiessen
Einleitung in das Neue Testament
Ein Lehrbuch

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2024
452 Seiten
34,00 €
ISBN: 978-3-374-07508-9

Die Einleitungswissenschaft ist eine exegetische Spezialdisziplin. Sie greift einerseits aus christlicher Binnenperspektive auf das Neue Testament als Kanon aus, blickt andererseits aber aus einer Außensicht auf ihre antiken Entstehungskontexte, d.h. sie nimmt sowohl eine emische als auch eine etische Perspektive ein. Die Einleitungswissenschaft ist es also gewohnt, ständig die Lesebrille zu wechseln, scheint sich dessen aber nicht immer bewusst zu sein. Entsprechend steht bei der Beantwortung der Fragen nach Datierung und Verfasserschaft in verschiedenen Kontexten einiges auf dem Spiel. In der katholischen Kirche waren diese Fragen lange Zeit Sache des Lehramts. Doch innerhalb der zeitgenössischen Exegese steht und fällt mancher hermeneutische Zugang mit der angenommenen Datierung der Texte.

Mit seiner Einleitung in das Neue Testament legt Jacob Thiessen, Baseler Professor für Neues Testament, den Finger in die Wunde. Mit seinen Datierungen weicht er deutlich vom exegetischen Mainstream ab und erinnert so daran, dass wir es bei der Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften nicht mit feststehenden Daten, sondern mit Hypothesen zu tun haben, die sich in Frage stellen lassen.

Thiessen stellt seinem Buch eine kurze Einführung zu Bedeutung und Inhalt des Neuen Testaments und zur Aufgabe der Einleitungswissenschaft voran, bevor er sich den 27 neutestamentlichen Texten widmet. Anders als andere Bücher des Genres beginnt er damit, jeweils einen Schlüsselvers auszumachen, bevor er Thema und Gliederung des Textes vorstellt. Der Mehrwert des nach Gutdünken abgeordneten Verses für das übrige Kapitel bleibt dabei unklar.



Wenn es dann als Erstes um die Entstehung des Matthäusevangeliums geht, lässt Thiessen aufhören: Der Zöllner und spätere Apostel Matthäus habe es in den vierziger Jahren noch vor der Entstehung des Markusevangeliums verfasst. Damit stellt Thiessen die mittlerweile kaum mehr ernsthaft verhandelte Markuspriorität in Frage. Doch auch die Befunde zu den anderen beiden Synoptikern sind ähnlich aufsehenerregend. Diese gehen nach Ansicht Thiessens auf den Arzt und Paulusbegleiter Lukas bzw. Markus, den Dolmetscher des Petrus, zurück.

Leserinnen und Leser, die entfernt mit Ergebnissen exegetischer Forschung in Berührung gekommen sind, geraten bei den Paulusbriefen ins Stauen. Hier schreibt der Autor jeden einzelnen Brief dem Apostel Paulus zu und leugnet das mittlerweile breit erforschte Phänomen der Pseudepigraphie gänzlich. Nachdem im Weiteren der Jakobus- und der Judasbrief dem entsprechenden Herrenbruder zugeschrieben werden, ist der Überraschungseffekt verpufft, wenn Leserinnen und Leser am Ende erfahren, dass die Offenbarung des Johannes wie das Johannesevangelium und die Johannesbriefe vom Lieblingsjünger geschrieben worden sei, in diesem Fall identifiziert mit Johannes, dem Sohn des Zebedäus.

Die diesbezüglichen Aussagen von Kirchenvätern wie Irenäus, Papias und Euseb sind hinreichend bekannt, werden allerdings von Thiessen unkritisch historisiert. Am Ende jedes Kapitels steht das fast wortwörtlich gleiche Fazit: „Es besteht kein wirklicher Grund, die entsprechende altkirchliche Überlieferung nicht anzuerkennen.“ (359)

Wer den eingangs erwähnten hybriden Charakter der Einleitungswissenschaft im Hinterkopf hat, kommt schnell dahinter, warum für Thiessen die Zuschreibung der Texte an frühchristliche Autoritäten so wichtig ist. Immer wieder wird deutlich, dass er die neutestamentlichen Schriften eben aus seiner emisch-christlichen Perspektive liest und für ihn dabei mit den Fragen der Verfasserschaft die „Glaubwürdigkeit der Evangelienberichte“ (45) auf dem Spiel steht: „Die Evangelien sind als sich ergänzende, zuverlässige Berichte zu lesen.“ (95) Nach Thiessens Schriftverständnis sind die Texte nur „glaub-würdig“, wenn sie historisch zuverlässig sind. Dementsprechend wehrt er sich in alter apologetischer Manier dagegen, die Deuteropaulinen einem anderen Verfasser zuzuschreiben, da diese in diesem Fall nichts weiter als „Fälschungen“ wären (271, 273, 277).

Insgesamt scheint die Auseinandersetzung mit den Einleitungsfragen hier nicht ergebnisoffen zu sein. Spätestens nach ein paar Kapiteln sind Lesende in der Lage, den angenommenen Verfasser des nächsten Buches im Vorfeld richtig zu erraten. Ob der mitunter scharf kritisierte exegetische Mainstream Thiessens Ergebnisse ernsthaft diskutieren wird, scheint mehr als zweifelhaft. Der in einem Exkurs zur synoptischen Frage angebrachte Vorwurf, man stütze sich hier mit einer Hypothese auf die andere, greift auch bei Thiessens eigener Einleitung. Wenn sich apostolische Verfasserschaft und Frühdatierung gegenseitig begründen, ist ein Zirkelschluss nicht von der Hand zu weisen: „Da wir davon ausgehen müssen, dass der Herrenbruder Judas den Brief geschrieben hat, ist anzunehmen, dass der Judasbrief nicht allzu lange nach dem 2. Petrusbrief geschrieben worden ist, d.h. wohl kurz vor oder nach 70 n. Chr.“ (365)

Doch die im Klappentext anvisierten „Anfänger der Theologie“ werden mit seitenlangen Synopsen des griechischen Textes, die die Stichhaltigkeit der Matthäuspriorität beweisen sollen, wenig anzufangen wissen. Überhaupt ist das Buch Studierenden nur sehr eingeschränkt zu empfehlen, da man mit den darin vertretenen Datierungen außerhalb des Baseler Campus wohl rasch in exegetische Erklärungsnot gerät.

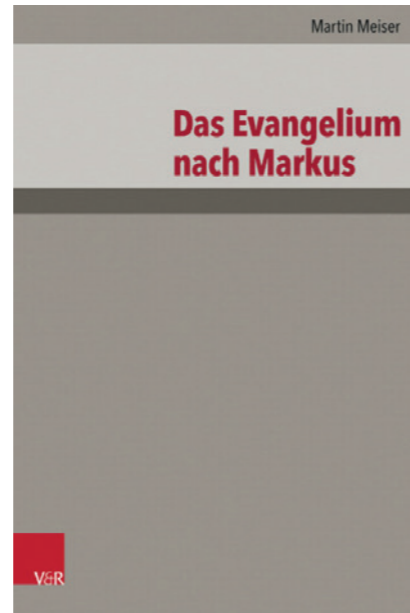
Manuel Bonimeier

Martin Meiser
Das Evangelium nach Markus
Das Neue Testament Deutsch.
Neues Göttinger Bibelwerk

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, 2024
274 Seiten
59,00€
ISBN 978-3-525-52221-9

Zu den unbestrittenen Vorteilen der Kommentarreihe „Neues Testament Deutsch“ gehört der Verzicht auf Fußnoten, Begriffe und Zitate in den biblischen Originalsprachen, um einem breiteren Publikum den Zugang zu erleichtern und die Bände insgesamt lesbar zu halten. Den Autor eines solchen Kommentars stellt die Vorgabe vor die Herausforderung, Detailwissen und wissenschaftliche Diskussionen, aber auch abweichende Meinungen und originelle Auslegungen, die man sonst in die Fußnoten verlagern würde, entweder gänzlich zu streichen oder in noch verdaubarer Weise im Haupttext unterzubringen.

Der Saarbrücker Kollege Martin Meiser hat sich für Letzteres entschieden und sein geradezu enzyklopädisches Wissen über das frühe Christentum in kompakter Weise in die Kommentierung des frühesten Evangeliums eingebracht. Damit ist zugleich das Caveat für die Leserschaft benannt: Auch wenn der Kommentar mit seinen knapp 250 Seiten auf den ersten Blick kurz erscheint, braucht die Lektüre Zeit und erfordert die Mitarbeit des Lesers, um Information aus unterschiedlichsten Bereichen (hebräische, hellenistisch-jüdische, griechische und römische Kontexte) zu verarbeiten. In seine Kommentierung spielt Martin Meiser viel Detailwissen ein und oft sind es Nebensätze, die den Blick in ganze Welten eröffnen, wie der Hinweis auf die Pferderennbahn des Herodes in Jericho, der Werteverfall des römischen Denars, der Usus, Gräber bei Mehrfachnutzung nach der Regenzeit neu zu kalken, um ritueller Verunreinigung zu entgehen, die durchschnittliche Steuerlast von 40% oder die Existenz von wissenschaftlicher Medizinausbildung auf hohem Niveau in Ephesus und auf Kos. Die Fenster in die historischen, literarischen und sozialgeschichtlichen



Kontexte, die auf diesem Wege geöffnet werden, machen Appetit drauf, mehr zu erfahren, und bieten einen sekundären Anreiz, dranzubleiben.

Von der Anlage her ist der Kommentar klassisch historisch-kritisch orientiert und versucht, neuere Trends in der Markuskforschung wie narrative Analyse, Intertextualitätsforschung, Performance Criticism, Gedächtnistheorie, sozialgeschichtliche Exegese, jüdische und griechisch-römische Rezeptionskontexte sowie imperiumskritische Lektüre einzubeziehen. Als eigenen Akzent spielt Martin Meiser zusätzlich antike Christentumskritik mit ein. Dieses Programm ist anspruchsvoll und nicht alle Spuren werden gleichermaßen gut und ausführlich verfolgt. Die Stärke liegt auf den Details und den unterschiedlichen Rezeptionskontexten, Intertextualität und Sozialgeschichte – hier gelingt es Meiser über den Kommentar hinaus, frühchristliche Lebenswelten sichtbar zu machen. Narrative und insbesondere gedächtnistheoretische Passagen sind hingegen oft weniger stark.

Grundsätzlich fragt sich, ob der Versuch, historisch-kritische mit gedächtnistheoretischer Herangehensweise zu kombinieren, nicht scheitern muss – Gedächtnisprozesse auf Gehirnebene lassen sich nicht in Texten abbilden –, wenngleich die Hinzuziehung von Oralitätsforschung und Performance Criticism vor optimistischen literarkritischen Operationen auf vormarkinischen mündlichen Traditionsstufen bewahrt. Man braucht sie auch nicht unbedingt, um den Gesamtentwurf des Markusevangeliums zu verstehen.

Meiser verortet die Entstehung des Evangeliums mit einem neuen Trend der evangelischen Exegese überzeugend im syrischen Raum und schiebt damit einseitigen imperiumskritischen Deutungen als Antievangeliem zum Aufstieg der Flavii einen Riegel vor. Das tut dem Kommentar sehr gut, da es unterschiedliche Verstehenshorizonte offenhält und die Leser zu aktiver Mitarbeit auffordert. Herausgekommen ist unterm Strich ein äußerst gelehrter Kommentar, der es als enzyklopädisches Referenzwerk locker mit den „Großen Reihen“ aufnehmen kann und auch für die Vorbereitung für Markuslektüren in Pastoral und Religionsunterricht viel Material zum Weiterdenken und Weiterarbeiten anbietet. Martin Meiser hat frei nach Mt 13,52 aus seinem reichlich gefüllten Vorratsschatzkästlein Altes und Neues hervorgeholt und teilt es freigiebig. Dafür kann man ihm nur dankbar sein.

Sandra Huebenthal

Sandra Huebenthal / Manuel Bonimeier (Hg.)
Neue Freundschaft mit dem geliebten Jünger
Kulturwissenschaftlich-gedächtnistheoretische
Perspektiven auf das Johannesevangelium
Passauer Forum Theologie

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2024

191 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-7917-3491-0

Die in der Bibel vorgestellten Rollenmuster und Identitätsentwürfe stellen in der Exegese einen zentralen Gegenstand dar, da sie die Rezeptionsgeschichte oft nachhaltig bestimmt haben. In jüngerer Zeit bringt sich eine gedächtnistheoretische Hermeneutik ins Gespräch, die von einem kulturwissenschaftlichen Verständnis von Erinnerung ausgeht und sowohl psychologische als auch soziologische Erkenntnisse berücksichtigt, um den jeweiligen sozialen Gedächtnisrahmen biblischer Identitätsbildungen zu rekonstruieren. Vor allem die Passauer Exegetin Sandra Huebenthal hat diesen Ansatz im Anschluss an Gedächtnistheorien von Maurice Halbwachs bzw. Aleida und Jan Assmann aufgegriffen, um die Evangelien als Zeugnisse kollektiver Erinnerungen und frühchristlicher Identitätsbildung zu lesen.

Es liegt auf der Hand, dass diejenigen Evangelientexte, die ein fortgeschrittenes Stadium christologischer oder ekklesiologischer Konturierung widerspiegeln und darin eine breite, mitunter problematische Wirkungsgeschichte aufweisen, sich für eine gedächtnisreflektierte Erschließung besonders anbieten. Vor allem die johanneische Christologie steht für eine ekklesiologische Identitätsbildung, die zwar einerseits Freundschaft und Liebesgebot ins Zentrum einer intrinsischen Ethik stellt, sich zugleich aber von „den Juden“ in scharfen Dualismen abgrenzt.



Vor dem Hintergrund heutiger Bemühungen um einen christlich-jüdischen Dialog ist die Exegese besonders gefragt. Als jüdische Stimme bietet sich dabei die Neutestamentlerin Adele Reinhartz an, die in ihrem 2001 erschienenen Buch „Befriending the Beloved Disciple“ die Erzählfigur des Jüngers, „den Jesus liebt“, als Gesprächspartner im Sinne des reader response criticism aufbaut, um verschiedene Rezeptionshaltungen durchzuspielen (übers. von Esther Kobel: Freundschaft mit dem Geliebten Jünger. Eine jüdische Lektüre des Johannesevangeliums, Zürich 2005). Das nüchterne Fazit Reinhartz', dass ihr Dialogversuch nicht zu Freundschaft, sondern eher zu Grabenbildung geführt habe (Freundschaft, 219), greift vorliegender Sammelband auf. Er dokumentiert Diskussionsbeiträge der Passauer Seminarveranstaltung „Johanneische Theologie: Identität durch Abgrenzung?“, die auf Online-Diskussionen der Seminarteilnehmer mit Reinhartz und Kobel zurückgehen.

Der voranstehende Beitrag von Manuel Bonimeier („Du hast Worte des ewigen Lebens“, 11-46) versteht sich als hermeneutische Grundlage des Diskurses. Der Autor untersucht in souveräner Beherrschung des methodischen Instrumentariums, was ein kulturwissenschaftlich-gedächtnistheoretischer Blick zur Exegese von Joh 6 beitragen kann. Als grundlegend für den gedächtnistheoretischen Zugang erweist sich die Unterscheidung von bestehendem Gedächtnisrahmen (hier die Mose- und Exodusüberlieferung) und dem für die Identitätsbildung der joh Gemeinde konstitutiven neuen Verstehensrahmen (kollektives Gedächtnis, hier: das Vertrauen auf einen ewiges Leben schenkenden Christusglauben in einer Krisensituation). Die von Joh 6 im Zuge dieser Profilbildung gezeichnete Ausgrenzung der Juden aus dem kollektiven Gedächtnis führt zu der Frage, wie die heutige katholische Exegese, die selbst ein kollektives, und zwar von einer langen Antisemitismusgeschichte geprägtes Gedächtnis repräsentiert, diese kritisch aufarbeiten kann.

Eine detaillierte gedächtnistheoretische Analyse der joh Theologie zwischen Liebesgebot und Judenfeindlichkeit bietet der Beitrag von Johanna Graßl am Beispiel der Abschiedsrede (111-143). Die Autorin kommt darin u.a. zu dem Ergebnis, dass Liebesgebot und Judenfeindlichkeit im JohEv letztlich nebeneinander stehen bleiben. Die joh Jesuserzählung ist „inhaltlich entlang einer konkreten historischen Herausforderung eines Moments des prozesshaften Parting of the Ways gestaltet“ (133). Für Letzteren bildet das Motiv des Synagogausschlusses ein starkes Indiz. Diesen hält Graßl indes für einen Mythos mit Berufung auf die Analysen von Reinhartz (130). Es ist aber fraglich, ob man mit dieser eindeutigen Zurückweisung eines Synagogausschlusses den deutlichen Aussagen Joh 9,22; 12,42; 16,2 gerecht wird. Hier spielt eher eine Hermeneutik hinein, die die christlich emische mit der jüdisch emischen Perspektive unbedingt versöhnen möchte.

Die weiteren Beiträge widmen sich der Mutter Jesu (Valentin Auer), der Freundschaftsmotivik (Melanie Zeger) und den Auferstehungstexten als exemplarischen Glaubenswegen (Vera Lutz). Wie die übrigen weisen sie das Potential einer gedächtnistheoretischen Exegese überzeugend nach. Aus Sicht einer quellenkritischen Joh-Exegese ist allerdings zu bedauern, dass die hier präferierte Dominanz einer synchronen Textauslegung den gedächtnisprozessualen Baustein der Zeichenquelle außer Acht lässt. Der judenchristliche Mutterboden der dort bezugten Prophetenchristologie und ihrer positiven Wertschätzung des Judentums als Ausgang des Heils (Joh 4,22) vermag die bekannten joh Antijudaismen zumindest teilweise zu relativieren.

Im Ganzen ist der Sammelband als Einführung in kulturwissenschaftlich-gedächtnistheoretische Perspektiven und das Johannesevangelium uneingeschränkt zu empfehlen. Besonders erfreulich ist, dass sich auch die heutige Studierendengeneration für die neutestamentliche Exegese begeistern lässt und zu beachtlichen Leistungen fähig ist.

Rainer Schwindt

Judith König

**Die *basileia tou theou* im Markusevangelium
Erzählstrategien und eine Hermeneutik der
Körperlichkeit**

Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen
Testament 2. Reihe

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag. 2024

449 Seiten

119,00 €

ISBN 978-3-16-162330-1

Die Reich-Gottes-Verkündigung Jesu stellt unbestritten die Mitte von Jesu Verkündigung und Wirken dar. Entsprechend umfangreich ist ihre Forschungsgeschichte. Vorliegende Monographie, die 2022 an der Universität Regensburg als Dissertationsschrift angenommen und für die Publikation leicht überarbeitet wurde, bedarf daher einer guten Begründung.

Für Judith König liegt sie in der Verbindung von narratologischer Analyse und einer Hermeneutik der Körperlichkeit. Beide sind inzwischen in der atl. wie in der ntl. Exegese etablierte Zugänge, die der Literarizität und Vorstellungswelt der biblischen Schriften zweifellos entsprechen. Mit bemerkenswerter Souveränität skizziert die Autorin einleitend die narratologisch-theologische Erforschung der Evangelien, den exegetischen Befund zum „Reich Gottes“ im MkEv und die „Körperlichkeit“ als hermeneutische Zugangsperspektive. Für ein Verständnis von Körperlichkeit, das hermeneutische Leitlinie und Orientierung für die narratologische Exegese sein kann, hält König drei Elemente für zentral: (1) die sinnliche Wahrnehmbarkeit eines Dinges oder einer Person, (2) deren Abgrenzbarkeit gegenüber der Körperumgebung und (3) deren Beziehung zu Raum und Zeit (62). Im Diskurs mit den Phänomenologen M. Merleau-Ponty, H. Schmitz und der Disability-Forscherin S. Betcher unterscheidet sie „Körperlichkeit“ von „Leiblichkeit“, sofern sich Letztere nur auf Lebendiges bezieht, die Körperlichkeit des toten Jesus also nicht erfasst. In der Textauswahl orientiert sich König an dem Vorhandensein des Ausdrucks *basileia tou theou* („Königreich/Königtum Gottes“). Andere Perikopen werden damit zwar nicht ausgeschlossen, wenn intratextuelle Bezüge vorliegen, doch wird



auf eine eigene Analyse der Wundererzählungen mit Hinweis auf ein laufendes Forschungsprojekt zu Körperkonzeptionen in mk Heilungsgeschichten verzichtet.

Gleich zu Beginn seines Auftretens stellt der mk Jesus das Reich Gottes in das Zentrum seiner Verkündigung (Mk 1,14f.). Nicht er, sondern Gott bildet Mitte und Inhalt der Frohen Botschaft. Gottes *basileia* ist nahe gerückt, Gott ist Bezugspunkt der „Umkehr“, die zu einem Weggehen und Umwenden führt, also körperliche Veränderungen intendiert (109). Dennoch stehen Gott und Jesus in enger Verbindung, wie nicht zuletzt die Gleichnisrede Jesu und ihre Beschreibung als Kundgabe des „Geheimnisses vom Reich Gottes“ (Mk 4,11) anzeigen. Einerseits nämlich ist Gott der Handlungssouverän, der im Sämannvergleich ein apokalyptisches Geschehen von Missernten und überreicher Ernte in Gang setzt und verantwortet. Andererseits ist Jesus Erzähler und Identifikationsfigur, der das „Geheimnis“ der *basileia* selbst repräsentiert (145). Den Aspekt der Leiblichkeit verbindet die Autorin besonders mit den Adressaten der jesuanischen Gleichnisrede. Die

visuelle Bildlichkeit des Gleichnisses, die betonte Aufforderung „Höret!“ und das von Jes 6,9 entlehnte Verstockungswort Mk 4,12 prononcieren die Bedeutung sinnlicher Wahrnehmung für die Aufnahme des „Geheimnisses“. Dieses wie die übrigen Gleichnisse in Mk 4 mit ihrer komplexen Metaphorik und dynamischen Zeit-Raum-Struktur fordern zu einer veränderten Wahrnehmung und Auseinandersetzung auf, zu einem „Tiefer-Sehen und Zusammen-Hören“ (166). Doch ist nicht nur die Wahrnehmung körperlich, sondern auch die Präsenz und Erscheinung des Gottesreiches (372f.). Für die Erzählfiguren wird das Reich Gottes in der Körperlichkeit Jesu transparent. Mk 8,34-9,1 und 10,13-16 handeln vom Sehen und der Annahme der *basileia*, was das konkrete körperliche In-die Hand-Nehmen einschließt (vgl. Mk 10,13: „Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie berühre.“). Die Körperlichkeit Jesu als Voraussetzung für die Präsenz des Gottesreiches zeigt sich auch in der Erzählung vom letzten Abendmahl Mk 14,17-25. Die Aufforderung Jesu zum Nehmen und Essen des Brotes und damit seines Körpers sowie die Ankündigung eines Trinkens in der *basileia* verlängern die Körperlichkeit Jesu über die räumlich-zeitliche Verortung der Erzählung hinaus (325). In seinem toten und bestatteten Leichnam bleibt Jesus körperlich präsent. Josef von Arimathäa „nimmt die *basileia* an“ (*prosdechomenos*), indem er Jesu toten Körper vom Kreuz herunternimmt und ihn in ein Leintuch wickelt (Mk 15,42-47). In Zusammenführung ihrer Exegese betont König jedoch, dass die letzten Kapitel des MkEv „eine zu eindimensionale Identifikation des Raumes um den Körper des irdischen Jesus herum“ (377) aufbrächen. Der Hinweis des Grabengels in Mk 16,6, dass „er nicht hier ist“, mache „unmissverständlich deutlich, dass die königliche Herrschaft Gottes nicht an den Ort des Kreuzes oder gar des Grabes gebunden ist“ (ebd.).

Fazit: Judith König gelingen in ihrer wissenschaftlich fundierten und gut zu lesenden Studie zahlreiche exegetische Einzelbeobachtungen, die zur Hermeneutik der Leiblichkeit der mk Reich-Gottes-Vorstellung beitragen und eine Lektüre empfehlen. Die Fokussierung auf die Perikopen, in der die *basileia* explizit erwähnt wird, erschwert allerdings eine konzise Interpretation, sind es doch primär Jesu Heilungshandeln, Leiden und Auferstehen,

die die Körperzentriertheit seines Heilstuns und -geschicks und damit die Wirklichkeit der *basileia* zum Ausdruck bringen. In den behandelten Texten dagegen ist die Dimension der „Körperlichkeit“ zwar vorhanden, aber weniger bestimmend, bedingt vor allem durch die Metaphorizität der Begriffe, die die Wahrnehmung oder Wirklichkeit des Gottesreiches beschreiben („sehen“, „hineingehen“ u.a.). Dies führt zu einer Überbetonung der Bedeutungsoffenheit mancher Textstelle und zu Überinterpretationen intratextueller Motivverbindungen wie etwa der postulierte Zusammenhang von Mk 15,23 (Verweigerung des Gekreuzigten, den mit Myrrhe versetzten Wein zu trinken) und 15,36 (Darbietung eines mit Essig getränkten Schwammes) mit der Prophezeiung vom Trinken des Weines im Gottesreich nach Mk 14,25 (328-334). Umgekehrt scheint die Hermeneutik der Körperlichkeit nicht überall ganz erfasst. So eignet dem Bildfeld des gesäten Samens und dessen nach Bodenart unterschiedlichen Fruchtbarkeit eine deutliche Körperlichkeit, die mit der Zielorientierung, dass aus dem sterbenden Samenkörper ein Samenleib entstehen soll, die schöpferischen und körpertheologische Grundierung der Reich-Gottes-Verkündigung tiefgehend einfängt. Nicht von ungefähr greift Paulus das Bild vom soma („Körper/Leib“) des Weizenkorns in 1 Kor 15,37f. auf, um die Körper-/Leiblichkeit des irdischen wie des himmlischen Menschen zu illustrieren. Das leere Grab ist nicht bloß Ausdruck räumlicher Ungebundenheit der Königsherrschaft Gottes (377), sondern Realsymbol einer die Person Jesu Christi auch über den Tod hinaus bestimmenden Körperlichkeit, die ihm wie allen Erlösten bleibend identitätsstiftend zu eigen ist und Begegnung ermöglicht. So führt die Suchbewegung des MkEv im leeren Grab vom vermissten Körper zurück nach Galiläa an den Anfang des Weges, der zum Ort neuer Körperlichkeit wird: „Dort werdet ihr ihn sehen“ (Mk 16,7).

Rainer Schwindt

Erwin Möde

Heuschrecken und wilder Honig

Johannes der Täufer – eine tragische Heilsgeschichte

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2024

188 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-7917-3490-3

Der Autor führt in seinem gut lesbaren, auch zur Meditation einladenden Buch die zentralen Aspekte der Lebensgeschichte, des Auftrags, der Tragik und der heilsgeschichtlichen Bedeutung Johannes des Täufers originell und anschaulich vor Augen. Erwin Mödes spirituelle, meditative Perspektive ermöglicht es, frei von wissenschaftlicher Distanz und belastenden Fußnoten, die Dynamik im Auftreten des Täufers, in seiner Begegnung mit Jesus und in dem ihn ereilenden tragischen Ende so darzustellen, dass dem heutigen Leser jeweils deren existentielle Bedeutung erschlossen wird. Die schrittweise Annäherung geschieht als vorsichtige, vielschichtige Spurensuche.

Das mit dem Titel des Buches assoziierte gängige Bild des rigorosen Asketen vom Jordan, des schonungslosen Pragmatikers mit seinem Ruf zur Umkehr, deren Wortsinn genau umschrieben wird, erhält neue, überraschende Konturen. Der Autor zeichnet das Beziehungsdrama zwischen Jesus und Johannes nach. Er macht die Gemeinsamkeit und die Tragik darin deutlich. Letztere zeigt sich im genauen, einfühlsamen Blick auf die Situation am Lebensende des Täufers: In der skeptischen Frage des gefangenen Johannes durch seine Jünger an Jesus: „Bist du es ...? (Lk 7,19) stehen seine Identität und sein Auftrag, der lebendige Ruf auf einen Anderen hin zu sein, auf dem Spiel. Nicht zuletzt gilt das für seine Botschaft. Deren Kern besteht darin, dass Johannes am Jordan seine Zeitgenossen auf Jesus, das Lamm Gottes, hinweist. Gefangenschaft und Ermordung kennzeichnen das Ende dieses von Gott gesandten Menschen. Zwar bleibt sein Leben tragisch, denn es kommt nicht zu einer Auferweckung des Verstümmelten und Gemordeten. Aber die Evangelien messen Johannes und seinem Wirken einen unvergleichlichen, unvergesslichen, unzerstörbaren heilsgeschichtlichen Platz zu.



Mödes daraus folgende, ganz ungewöhnliche Kennzeichnung des Täufers als das andere Lamm Gottes gibt dessen Ermordung eine überraschende Sinnperspektive. Dem Messias Jesus und seinem Schicksal bleibt Johannes der Täufer ganz nah. Die beiden Verwandten – Johannes, der von Gott gesandte Mensch, und Jesus, der Messias – werden in den Evangelien mit einer Reihe von Gemeinsamkeiten dargestellt als ein ungleiches, aufeinander verwiesenes Paar. Johannes, das andere Lamm Gottes, wird zuerst geopfert, Jesus folgt. Dieser Tatsache korrespondiert nach Möde ein frappierender alttestamentlicher Hinweis: In Ex 29, 38f ist nämlich von zwei einjährigen Lämmern die Rede, die auf dem Altar geopfert werden. Mödes Spurensuche zeichnet überraschend und einleuchtend nach, dass die durch die Tragik und durch das Opfermotiv gekennzeichnete Heilsbotschaft des Evangeliums an eine abgründige Wahrheit heranführt. Den Auftrag und das Zueinander der beiden Verwandten Johannes und Jesus macht der Autor psychologisch und theologisch plausibel. Weil vieles gegenüber dem gängigen Verständnis neu und ungewöhnlich ist, muss man seine Ausführungen langsam, Schritt für Schritt, le-

sen. Dann ist es möglich, sich mit einem neuen, bisher unbekanntem Blick dem Handeln Gottes für die Menschen im Beziehungsdrama zwischen Johannes und Jesus anzunähern.

Erwin Möde gelingt es, dass man die vielschichtige Persönlichkeit des Täufers neu wahrnimmt. Er leitet dazu an, auf die polyphone Stimme des Johannes, die Sprache und das Zeugnis des Vorläufers, der Jesus bei aller Unterschiedlichkeit ähnlich ist, genau und vorurteilsfrei zu hören. Der philologisch genau lesende, von Johannes dem Täufer und Jesus ergriffene Autor gibt, indem er die entsprechenden Texte sensibel abhört, vielfältige Impulse zur geistlichen Betrachtung und zur existentiellen Auseinandersetzung mit ihnen. Der heutige Leser kann sich dann vielleicht wieder bewusst machen und neu lernen, was auch dem Täufer Johannes fremd und schwer begreiflich ist: Die zuvorkommende Antwort Gottes des Vaters auf die Umkehr seines verlorenen Kindes kennt kein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als-auch von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Jesus verkörpert und vergegenwärtigt diese heilvolle Nähe des väterlichen Gottes.

Die Krise und der Zweifel gehören zum Glauben. Eindrucksvoll führt Erwin Möde das besonders mit seinen einfühlsamen, die Situation erhellenden Ausführungen zu der Täuferfrage: „Bist du es, der kommen soll?“ (Lk 7, 19) und der Antwort Jesu (Lk 7, 22f) vor Augen: Die Frage des Johannes und die Antwort Jesu bleiben anstößig. Sie fordern zur eigenen, persönlichen Entscheidung heraus.

Heribert Körlings



Otto Kallscheuer
Papst und Zeit
Heilsgeschichte und Weltpolitik

Berlin: Matthes & Seitz Verlag, 2024
 958 Seiten
 44,00 €
 ISBN 978-3-7518-2015-8

Schon das Alte Testament nimmt eine allgemeinschliche Erfahrung in den Blick, die im Zentrum aller Religionen steht: Wie kann es dem Homo sapiens angesichts der Allgewalt der Zeit gelingen, Spielräume von Freiheit und Transzendenz zu gewinnen – im Christentum geschieht dies durch den Einsatz von Ordnungsbegriffen wie „Vorsehung“ oder „Reich Gottes“. Otto Kallscheuer greift im Untertitel seines Werkes auf die durch den göttlichen Logos gestiftete „Heilsgeschichte“ zurück, kombiniert diese aber mit dem säkularen Ausdruck „Weltpolitik“. Der Verfasser macht damit deutlich, worum es ihm in seinem Werk geht: „Beide Instanzen (in-)formieren, strukturieren, modifizieren einander wechselseitig. Das ewiggel-tende WORT Gottes (der Logos allen Sinns von Sein) hat unter uns gewohnt – in der Zeit. ... Aufgabe der Kirche und Job des Papstes ist es, dieses WORT so zu artikulieren.“

Es gehe, so der Autor von „Papst und Zeit“, nicht „um Holzwege im Unbegangenen“, also nicht um Philosophie à la Heidegger, sondern „um die Macht (in) der Kirche, um die Vollmacht ihres Chefs, um den Wandel und die Zukunft dieser Institution.“ Der Fachmann für Religion und Politik geht diese Aufgabe in seinem 30 Kapitel umfassenden, durch 20 Exkurse angereicherten Opus magnum auf fast 1.000 Seiten an: Auch die katholische Kirche als größte und älteste noch bestehende Institution auf dem Globus sei den Wechselfällen einander ablösender Epochen stets unterworfen gewesen; nie ruhte sie petrinisch-felsenfest in sich selbst, sondern musste von Anfang an darum kämpfen, die Zeichen neuer Zeiten zu deuten.



Wie konnte aus einer jüdischen Sekte eine Weltkirche werden? Auf welchem Weg vollzog sich der Aufstieg der Nachfolger Petri zu einem Papsttum mit unbestrittener Deutungs- und Entscheidungshoheit? Und welche Rolle spielte dieses „Regelsystem“ für die Entwicklung der westlich-abendländischen Welt? Packend erzählt der Autor vom 28. Oktober 312, an dem sich Kaiser Konstantins (306–337) Wende zum Christentum, ein welthistorisches Ereignis größten Ausmaßes, vollzog. „In hoc signo vincis – ‚in diesem Zeichen wirst Du siegen‘, habe ihm der Gesalbte (christos) Gottes im Traum versprochen ... Also prangte das Zeichen des Herrn – ‚XP‘, das Christusmonogramm Chi-Rho – auf den Schildern seiner Truppen, die am folgenden Tag im Triumph in die Hauptstadt einzogen.“ Kallscheuers Fazit: Konstantins „Begegnung mit dem Christuszeichen als dem neuen Siegesmal des römischen Kaisertums war kein historischer Zufall, sondern Ergebnis einer doppelten Entwicklung, in der sich beide Antagonisten, Kirche und Reich, teilweise bereits aneinander anverwandelt hatten.“

Dass das Papsttum weltgeschichtlich aber beinahe auf der Strecke geblieben wäre, dafür steht beispielsweise der Name Bonifaz VIII. (1294-1303). Anlässlich des ersten, von ihm ausgerufenen „Heiligen Jahres“ 1300 hatte er großspurig verkündet: Alle christlichen Reiche Europas unterstünden letztlich dem Apostolischen Stuhl. Was darauf folgte, war eine Tragödie – hundert bittere Jahre des Papsttums in Avignon, verbracht in „französischer Gefangenschaft“, fernab der Gräber der Apostel. Für die Nachwelt, so Kallscheuer, habe vor allem Dante Alighieri das Bild des „päpstlichen Machtmenschen Bonifatius VIII.“ geprägt, indem er ihn in jenes „Höllennloch“ versetzte, „in dem die kirchlichen Simonisten schmoren müssen. ... Denn hier schmachten diejenigen Päpste, welche die Kirche als ‚schöne Braut‘ des Herren“ durch Ämterkauf ver-raten haben.

In der säkularisierten Gesellschaft zeichnet sich gegenwärtig ein neues Interesse für Glaubensmacht und Politik ab. Dabei geht es um grundlegende ethische, Völker und Nationen überwölbende und verbindende Konstellationen. Als Role Model und Identifikationsfigur für ein Papsttum, das auf der Höhe seiner Zeit agiere, legt der Politologe nahe, komme dabei beispielsweise Paul VI. (1963–1978) in Frage. Dieser habe vor der UN-Vollversammlung „für die Rolle des Papstes in der Weltpolitik die schöne, weil paradoxe Formulierung ‚Spezialist für humanité‘“ beansprucht. Diese „Wortwahl – Menschheit/Menschlichkeit – umschreibt gerade kein präzises politisches Aufgabenfeld“, sondern universelle Kriterien, an denen sich Politik heute jederzeit messen lassen müsse.

In seinem Werk berichtet der Autor in lebendiger Weise von geschichtlichen Wechselfällen, in denen Päpste – zwischen Antike und Spätmoderne – als Bekenner und Friedensstifter, aber auch als Kriegstreiber und Eroberer, Feinde der Aufklärung und Anwälte der Menschenwürde auftreten. Um das Papsttum zu begreifen, das zeigt Kallscheuer in seinem großartigen Buch, brauche es zweierlei: ein christlich-theologisches Grundverständnis von „Heilsgeschichte“, verbunden mit einer tiefgreifenden historisch-soziologischen Analyse von „Weltpolitik“.

Thomas Brose

Florian Baab

Wie die Dampfmaschine das Fegefeuer löscht Eine Reise in die katholische Welt von gestern

Freiburg: Herder Verlag, 2024

176 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN: 978-3-451-39876-6

Was ist eigentlich katholisch? In den vergangenen Jahren hat sich diese Frage zumindest für den deutschsprachigen Katholizismus mit einiger Dringlichkeit gestellt. Blicke in katholische Vergangenheiten scheinen da durchaus angebracht. Auf ein oft vernachlässigtes Sujet blickt Florian Baab in seinem Büchlein. Er fragt darin nach katholischen Mentalitäten zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Vorabend der NS-Diktatur, einer Phase, die im Rückblick als „gute alte Zeit“ verklärt wurde.

Der Autor strebt dabei keine Gesamtdarstellung an, sondern liefert ein schmales und gut lesbares Büchlein, das Einblicke und Anstöße zur weiteren Reflexion zu geben vermag. Als strukturierende theoretische Grundlage dienen die Überlegungen des Soziologen Norbert Elias zur Zivilisation, was auf den ersten Blick überraschend und gewöhnungsbedürftig wirkt, aber in Baabs selektiver und zielgerichteter Lesart seinen Zweck durchaus erfüllt. Freilich: Wer als eiliger oder an Theorie weniger interessierter Leser dem Rat des Autors folgend die drei Theorie-Kapitel (Kap. 3-5) überspringt, wird an mancher Stelle im Rest des Buches etwas ratlos zurückbleiben, weil unter anderem die dort erläuterten Konzepte von Zivilisation und Identität nun häufig erwähnt und vorausgesetzt werden.

Etwas lieblos kommen die beiden Kapitel 5 und 6 zu Milieutheorien und verwendeten Quellen daher. Erstere werden in einem Überblick mehr additiv aneinandergereiht als verglichen, was zu Redundanzen führt; in einem Buch für eine breite Leserschaft wäre die Entwicklung und Erläuterung eines eigenen Milieubegriffs sicherlich lohnender gewesen. Ähnlich geht Baab bei den Quellen vor, auf die er sein Büchlein stützt: Sie bzw. ihre Editionen werden grob vorgestellt, die eigentlich nötige Quellenkritik wird aber



nicht durchgeführt. Das methodische Fundament der historischen Darstellung ist also labil – wohl eine Konsequenz aus der Tatsache, dass der Verfasser systematischer Theologe und Philosoph, aber eben kein Historiker ist.

Dass dessen ungeachtet interessante Einblicke ins „Katholisch-Sein“ im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert möglich sind, offenbart die Qualitäten von Baabs Darstellung. Überzeugend legt er dar, wie das katholische Milieu des 19. Jahrhunderts auf einer starken „Wir-Identität“ beruhte, deren Bindung auf gemeinsamen Ritualen und der Bekräftigung gemeinsamer Haltungen ebenso beruhte wie auf Feindbildern und einem gewissen Außendruck (insbesondere durch Säkularisierung, Säkularisationen und Kulturkampf). Eher en passant geht Baab auf die Rolle ultramontanen Denkens für die Uniformierung des Katholizismus ein, wofür sich das Kapitel zum Thema Bildung mit Schwerpunkten in der Theologie der Neuscholastik sowie Katechismen anbietet. Im folgenden Kapitel zu Vereinen hätte sich – neben den obligatorischen Kolpingvereinen – die „Ultramontanisierung“ des Katholizismus anhand der weit verbreiteten Piusvereine vielleicht überzeugender darstellen

lassen als anhand der Marianischen Kongregation, doch dürfte die Langlebigkeit der Letzteren den Ausschlag für die Auswahl gegeben haben. Mit der Pfarrerschaft und dem Prozess der Sakralisierung des Priestertums sowie mit dem großen Bereich der Eschatologie (genauer: Predigt über Himmel, Hölle und Fegefeuer bzw. Heiligen und Engel als Verbündeten der Menschen im Diesseits und im Tod) erreicht die Darstellung zugleich schon die Frage nach der Erosion des katholischen Milieus: Pfarrer und ihre Höllenpredigten konnten zur Kuriosität und zum Objekt des Spotts werden, der Katholizismus des uniformen Milieus hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr nur nach außen, sondern auch im Inneren an Akzeptanz verloren. Letzteres demonstriert Baab eindrücklich anhand der ausführlich zitierten Münsteraner „Laienbriefe“ von 1931, die von einer inneren Distanz etlicher Katholiken vom „offiziellen“ Katholizismus der Prediger und des Lehramtes zeugen. Damit dürften sie in einer Linie mit dem seinerzeit viel und heftig diskutierten „Brief über die Kirche“ (1946) von Ida Friederike Görres stehen.

Die deutlich eingeschränkte Quellen- und Literaturauswahl lässt lediglich Schlaglichter auf das Thema zu, doch die können erhellend sein. Freilich: Baabs Interesse gilt letztlich den Einflüssen des katholischen Milieus auf die Gegenwart, wie sein abschließendes Plädoyer für eine Rückbesinnung auf die katholische Pluralität der Vormoderne zeigt. Bedauerlich ist, dass ein recht statisches Bild vom katholischen Milieu entworfen und Säkularität als ernsthafte Option nicht reflektiert wird (auch nicht als Motiv für die Kolpingvereine!). Diese Monita sollten aber niemanden von der Lektüre dieses anregenden und gut lesbaren „Reiseführers“ abhalten, denn (frei nach William Faulkner): Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist noch nicht einmal vergangen.

Bernward Schmidt

Hans-Joachim Sander

**Nach der Geduld und jenseits von egal
Glaubwürdig katholisch glauben,
wenn sich die eigene Kirche überflüssig macht**

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2024

272 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-7867-3347-8

Komplexe Sachverhalte machen komplexe Buchtitel erforderlich. Nach „Anders glauben, nicht trotzdem“ von 2021 hat der Salzburger Dogmatiker Hans-Joachim Sander nun „Nach der Geduld und jenseits von egal“ vorgelegt, mit dem die Situation des katholischen Glaubens und der gläubigen Menschen angesichts des fundamentalen Krisenszenarios ihrer Kirche analysiert wird. Sander, bekannt für klare Worte und pointierte Formulierungen, beschönigt dabei nichts. Die Austrittszahlen markieren das Scheitern der Kirche, nicht das Scheitern derjenigen, die austreten. Sander verwehrt sich gegen allzu simple binäre unterkomplexe Entgegenstellungen wie etwa „Glaube ja – Kirche nein“. Das Nein zur Kirche ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit, anders Ja zu ihr sagen zu können. Dies gilt für die Ausgetretenen, aber noch viel mehr für diejenigen, die in der Kirche bleiben.

Die Beschreibung dieser Komplexität wird u. a. mit zwei Kunstwerken veranschaulicht: die Laokoon-Gruppe im Vatikan und das absurde Theaterstück „Warten auf Godot“ von Samuel Beckett. Die unterschiedlichen musealen Rekonstruktionsversuche der fehlenden Teile der im 16. Jahrhundert aufgefundenen Skulptur stehen für die unterschiedlichen neuzeitlichen Versuche, mit der zunehmenden Komplexität umzugehen. Das absurde „Warten auf Godot“ im 20. Jahrhundert macht die Absurdität der Kirche deutlich, die ihren eigenen Glaubwürdigkeitsverlust weiter mit nicht mehr passenden Reformschläuchen beheben will, so Sander.



Im ersten von sechs Teilen werden „revoltierende“ Initiativen vorgestellt, die Nein sagen und es auch tun. Maria 2.0, Liebe gewinnt, Out in Church oder auch die Aussetzung von Eucharistiefiern wollen aufrütteln. Durch ihr anderes Ja gewinnen diejenigen, die diese Initiativen tragen, als Individuen Souveränität im Glauben. Diese Souveränität erlangen diejenigen, die nicht mehr auf die Reformen warten, sondern revoltieren. Ihre Revolte richtet sich gegen die permanenten Reformversprechen innerhalb der Kirche. Der Absurdität des Wartens auf Reformen ist der zweite Teil gewidmet. Solange die durch den Missbrauchsskandal sich dynamisierende Unglaubwürdigkeit nicht wahrgenommen und dagegen revoltiert wird, verlaufen alle Reformbemühungen bis hin selbst zur aktuellen Weltsynode zur Synodalität in die Leere eines absurden Wartens.

Der Klerikalismus innerhalb der Kirche, sei es der von Klerikern oder von Laien, ist Thema des dritten Teils. Gegen dessen Heuchelei zu rebellieren, erfordert eine neue theologische Tugend, die des Widerstands. Widerstand zu leisten, führt zu seiner Selbstrelativierung der Kirche, in der der Glaube nicht mehr nur bewahrt werden soll, sondern sich neu zu bewahrheiten hat.

Die Instanz einer solchen Bewahrheitung kann für Sander nur ein Konzil sein. Ein Konzil allein ermöglicht es der Kirche, Sprünge im Glauben nach vorne zu machen, wie das letzte Konzil gezeigt hat. Diese These, im vierten Teil eingeführt, wird im folgenden Teil inhaltlich präzisiert. Ein Konzil muss sich dem Scheitern der eigenen Institution stellen, muss Nein sagen, um wieder Ja sagen zu können. Die Unglaubwürdigkeit der Kirche lässt sich in ihrer Komplexität nicht mehr durch einzelne Lehrinstanzen wie den Papst oder die römische Kurie bewältigen, sie erfordert ein Konzil als höchste kirchliche Lehrinstanz. Dessen Zusammensetzung muss freilich anders und demokratischer gestaltet sein, um wirklich ein Konzil der Kirche zu sein. Dass ein Papst sich selbst relativieren kann, zeigt Johannes XXIII. Dass die Konzilien in der Lage sind, der Komplexität des Glaubens gerecht zu werden, zeigt die Geschichte der Konzilien.

Die Revolte des Nein zur bestehenden und das neue Ja führen zu einer anderen Form der Identifizierung mit der Kirche, so die Ausführungen im letzten Teil. Wem diese Kirche nicht egal ist, der wird auf die Selbstrelativierung der Kirche von außen durch die Bedeutung der Einzelnen in der Demokratie und die Rolle der Anonymität in der digitalen Welt zurückgreifen. Beides, die Anonymität der Gottesrede und Betonung der Individualität, sind im Evangelium grundgelegt.

Die Kirche macht sich überflüssig. Ihre bestehenden Instrumente, mit der Komplexität ihres Glaubwürdigkeitsverlusts umzugehen, greifen nicht mehr. Nach der von Sander konstatierten ekklesiologischen Überflüssigkeit muss sich die Kirche überflüssig machen, d. h. neue prozessuale Wege der Überwindung ihrer Unglaubwürdigkeit finden. Dies gelingt nur, wenn die Gläubigen in ihrer souveränen Individualität wahrgenommen werden. Für Sander kommt daher mit Gott und der Kirche als dritte Größe das Individuum innerhalb, aber auch außerhalb der Kirche ins Spiel. Letztlich hat das Individuum zu entscheiden, ob es glaubend in der Kirche bleibt oder glaubend die Kirche verlässt. Für beide Varianten ist dieses Buch geschrieben. Sanders Werk lässt sich lesen als ein postmoderner Abgesang eines an seiner Kirche verzweifelnden alternden Theologen, es lässt sich aber auch als ein wissenschaftlich grundiertes Hoffnungsbuch eines gläubigen Individuums in der Welt von heute an seine Kirche lesen, sich von der Botschaft des Evangeliums, über die die Kirche keine exklusive Verfügungsmacht mehr hat, dogmatisch zu erneuern, um so die Präsenz Gottes überfließen zu lassen.

Auch wenn dem Buch ein Schlusslektorat wohl gutgetan hätte, so ist es doch ein Lesevergnügen besonderer Art. Sander ist mit seiner Kunst, komplexe Sachverhalte mit alltagssprachlichen Wendungen spielerisch zu formulieren, ein souveränes Beispiel dafür, dass sich Theologie nach distanzierter wissenschaftlicher Nüchternheit und jenseits akademischer Glasperlenspiele (noch) nicht überflüssig macht.

Thomas Franz

Wolfgang Beinert
Die Form der Reform
Anmerkungen zur Lage und Lehre der Kirche

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2024
239 Seiten m. s-w Abb.
24,00 €
ISBN 978-3-7917-3548-1

Ecclesia semper reformanda, die Kirche bedarf ständiger Reform. Wenn sie bleibt, wie sie ist, bleibt sie gerade nicht, was sie ist. Doch was ist eigentlich das Ziel aller Kirchenreform? Der renommierte Theologe, Professor em. für Dogmatik und Dogmengeschichte, glaubt die Antwort zu kennen. Jedenfalls weiß er, wo man suchen muss: im Wesen der Kirche. Wer die Kirche reformieren will, muss wissen, wozu sie da ist.

Und tatsächlich, Wolfgang Beinert hat beinahe sein ganzes Forscher- und Gelehrtenleben mit dieser Frage nach dem Sinn und Zweck von Kirche zugebracht: in seiner Dissertation (1964) ebenso wie in seiner Habilitation (1973) und in vielen einzelnen Beiträgen, Untersuchungen und Vorträgen. Kirche ist kein Selbstzweck. Kirche ist nicht für sich selbst da. Sie ist dazu da, das Wort Gottes weiterzugeben: damit die Welt glaube!

Was das heißt, legt Beinert in einer schonungslosen Analyse dessen vor, wie sich heute Kirche präsentiert. Es mangelt heute vielfach an Wahrhaftigkeit, an Katholizität auch, das Wort verstanden im Sinne von Universalität, und es mangelt – last but not least – an Empathie. Der unbedingte Wille zur Wahrhaftigkeit setzt Wahrheit voraus, den Glauben vor allem an den, der von sich behauptet hat, er sei der Weg, die Wahrheit und das Leben (vgl. Joh 14,6). Hier gelte es nicht nur ,mit jedweder Heuchelei und Doppelmoral in der Kirche aufzuräumen, Klartext zu reden und für Transparenz zu sorgen, sondern auch die Freiheit (107-126) der Kinder Gottes zu leben: in der Kirche selbst („Demokratie und Kirche“, 127-135; „Wer hat das Sagen in der Kirche?“, 148-153; „Kirchengehorsam“, 186-203) wie auch in der Gesellschaft. Der Mangel an Katholizität kann nur in einer radikalen Universalität überwunden werden. Sie



räumt auf mit der Dichotomie von Klerus und Laien, revidiert den Klerikalismus und fördert die Synodalität und die allseitige Dialogbereitschaft („Die Reform der Kirche und ihr Staatsverhältnis, 136-147; „Das Gottesvolk ...“, 204-228). Die Kirche ist in Christus „gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innerste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

Beinert beobachtet aber gerade hier erhebliche Defizite. Er spricht von einem erschreckenden Mangel an Empathie in der Kirche. Die Themen „Zölibat und Sexualmoral“ zeigen es exemplarisch. Gerade hier gelte es, den Vorrang der Liebe zu beachten. Das dürfe keineswegs als Votum gegen den Zölibat verstanden werden. Im Gegenteil: Beinert betont, dass er ihn sehr schätze. Er sei „ein Geschenk Gottes an seine Kirche“. Doch stehe außer Frage, dass das Junktim von Zölibat und *ordo*, also die Tatsache, dass „der Zölibat die unbedingte Voraussetzung für die Ordination von Priestern und Bischöfen“ (86) sei, einen Mangel an wahrhafter Empathie darstelle: nicht nur den Priesteramtskandidaten, sondern auch der Gemeinde gegenüber. Schließlich werde der eklatante Priesterangel durch dieses Junktim

nicht behoben, sondern im Gegenteil noch forciert; und zwar mit der schlimmen Folge, dass „die Eucharistie nicht mehr hinreichend bezüglich Ort und Anzahl vollzogen werden“ könne. So gerate die „Ecclesia in Not: Sie verhungert elend“ (86).

Auch die geltende Sexualmoral sei von einem erschreckenden Mangel an Empathie gekennzeichnet. In einem „Schnelltest“ (87-104), der sich auf das praktische und theoretische Grundverhältnis der Kirche zur Leiblichkeit der Menschen bezieht, sucht der Verfasser nachzuweisen: „Wenn es irgendwo der Erneuerung bedarf, dann ist es in der Thematik Sex und Liebe.“ (100) Dabei zeigt sich: Beinert argumentiert aus der seelsorglichen Praxis, die er neben seiner Profession als Ordinarius für Dogmatik immer auch gepflegt hat. Die Theologie des Leibes nach Johannes Paul II. aber wird – wie so oft im deutschen Sprachraum – auch von ihm vollkommen ausgeblendet. Schade, denn so kennt er offensichtlich auch nicht den neuesten Argumentationsstand, der inzwischen auf der Linie der Theologie des Leibes international erreicht wurde. Hier schlägt Beinert Schlachten von vorgestern.

Dafür setzt er sich intensiv mit dem „Ordinationsverbot für Frauen“, besonders mit dem Apostolischen Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* (nicht *Sacerdotalis ordinatio*!) von Johannes Paul II., auseinander (141-147). Auch hier liege ein erschreckender Mangel an Empathie den Frauen gegenüber vor. Überhaupt werde hier „nicht theologisch, sondern biologisch und kulturell begründet“ und so „dem allgemein verbreiteten patriarchalischen Denken voll“ entsprochen (146).

Auch wenn Beinert die sattsam bekannten Forderungen der Altvorderen nach „Frauenpriestertum“, Aufhebung der Verpflichtung geistlicher Amtsträger zum Zölibat und nach Änderung der Sexualmoral fordert, so lohnt sich doch die Lektüre. Sie lohnt sich allein schon deshalb, weil der Autor dank seiner gründlichen ekklesiologischen und dogmengeschichtlichen Expertise immer wieder auf das verweist, wozu die Kirche da ist: den Menschen das Wort Gottes zu bringen. Ein „Gelehrter alter Schule“, ein umfassend gebildeter Kenner der Kirche und der Theologiegeschichte erinnert – in meisterhafter Prosa, spannend serviert und nicht ohne Humor – an das, was im Eifer des Gefechts um die Erneuerung der Kirche oft vergessen wird: dass die Kirche nur durch jene Kräfte erhalten wird und Zukunft hat, die sie ursprünglich ins Leben gerufen haben, *omne regnum iisdem mediis continetur, quibus conditum est*.

Manfred Gerwing

Wolfgang Beck
Sprung in den Staub
Elemente einer risikofreudigen Praxis
christlichen Lebens
Ein Essay

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2024

152 Seiten

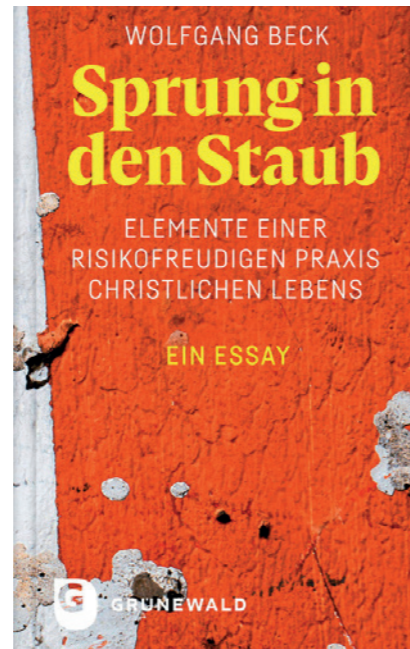
19,00 €

ISBN 978-3-7867-3373-7

Wer den Buchdeckel dieses Essays öffnet, unternimmt den lohnenswerten Sprung in die Studier- und Denkstube von Wolfgang Beck, in der er pastoraltheologische Fragen mit persönlicher Reflexion verbindet und dabei der Leserin durchaus auch einen Einblick in den spirituellen Hintergrund seines wissenschaftlichen Arbeitens gewährt. An vielen Stellen möchte man geradezu mit ihm ins Gespräch kommen und einzelne Themen vertiefen.

Der Titel des Buches wirkt zunächst nicht sehr einladend, da Staub meist mit Negativem oder mit Vergänglichkeit assoziiert wird. Die Metapher „Sprung in den Staub“ stammt jedoch aus einem Hymnus von Silja Walter, in dem sie die Entäußerung des göttlichen Logos in der Inkarnation besingt (112). Damit offenbart der Autor seine theologische Grundbewegung.

Auf knapp 150 Seiten begegnen der Leserin zentrale Gegenwartsfragen aus kirchlichem und soziologischem Kontext und die Suche danach, wie diese Themen in ein christlich spirituelles Leben integriert werden können. So werden etwa aus der Perspektive des Subjekts das moderne Freiheitsverständnis, die Suche nach stabiler Identität (32) sowie überfordernde Pluralität (27) in fast allen Lebensbereichen thematisiert. Wir machen mehr und mehr die Erfahrung, dass gängige Narrative und Symbole der Stabilität nicht mehr hilfreich sind, so Beck.



In den einzelnen Kapiteln stellt er zunächst die identifizierte Problematik sowie die aktuelle Situation dazu vor und bedenkt beides. Anschauliche Beispiele erleichtern der Leserin das Verständnis. Im Übrigen lernt man durchgängig interessante Denkerinnen und Denker der Gegenwart aus Soziologie, Philosophie und Theologie kennen wie etwa Mario Perniloa, Andreas Reckwitz, Uta Pohl-Patalong, um nur einige zu nennen. Im Fortgang bringt Beck diese Themen mit der christlichen Überlieferung in Verbindung und zeigt Fehlentwicklungen in ihr auf. So etwa, dass „die Vielgestaltigkeit biblischer Jesusüberlieferungen in ein homogenisiertes Konzept einer Jesuserzählung im Singular überführt werden“ (56) und man der Meinung ist, damit die Risiken kirchlicher und theologischer Ambiguität domestizieren zu können. Beck hingegen denkt laut darüber nach und gibt wertvolle Hinweise, wie sich christlicher Glaube wieder als maximal risikoaffin bestimmen lässt (56). Er äußert sich durchaus kritisch zu manchen Kirchenstrukturen, die verhindern, dass die Kirche „ihre eigenen risikoaffinen Traditionselemente“ identifizieren und wieder würdigen kann (61). In seiner Reflexion dazu befragt er die biblische Tradition, nennt interessante exegetische Beispiele und blickt in die Bestände der kirchlichen Traditionen (87).

In den hinteren Kapiteln beleuchtet Beck differenziert und mit der gebotenen Sensibilität einige kirchliche Facetten. Debatten um Teilhabe, Zugehörigkeit (94) und Gemeinwohl werden aufgegriffen und mit eigenen Gedanken angereichert. Die von Papst Benedikt gezeichnete Bedrohung einer „Verweltlichung der Kirche“ stellt Beck der Tatsache gegenüber, dass sich in Jesus Christus die „Verweltlichung Gottes“ vollzog, und fordert eine „inkarnationstheologische Würdigung der Welt“. Gott sei der erste Risikoaffine (107).

Gewiss sind Becks Lösungsansätze nicht von jetzt auf gleich in der pfarreilichen Praxis umsetzbar. Das Büchlein enthält kein konkretes Konzept. Die Leserin ist vielmehr eingeladen, die aufgeworfenen Debatten selbst weiterzuführen und sich die Frage zu stellen, welche Haltung die eigene ist? Der Blick wird deduktiv, vom Ganzen hin zum je persönlichen Engagement geführt, so dass sich am Ende die Frage meldet, ob und wo man selbst als Christ den „Sprung in den Staub“ wagt.

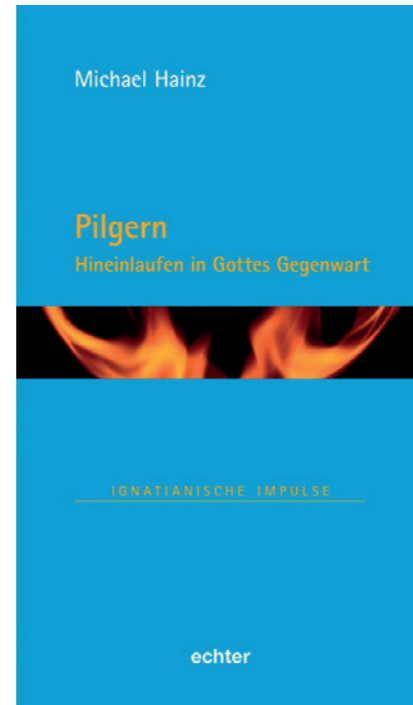
Sandra Pantenburg

Michael Hainz
Pilgern
Hineinlaufen in Gottes Gegenwart
Ignatianische Impulse Bd. 97

Würzburg: Echter Verlag. 2023
95 Seiten
9,90 €
ISBN 978-3-429-05895-1

Das Buch von Bruder Michael Heinz SJ, Sozialwissenschaftler, Pilgerbegleiter und Jesuit, versteht sich als Einladung, auf den Spuren des Ordensgründers und Mystikers Ignatius von Loyola (1491-1556) zu pilgern. Mit dieser Intention lädt der Verfasser zu einer geistlichen Haltung des Pilgerns ein, macht mit der Spiritualität des Ignatius vertraut und leitet zu entsprechenden Übungen und Haltungen für eigene Pilgerwege an.

Das 95-seitige Buch gliedert sich in vier Kapitel, dem eine Einleitung vorangestellt ist. Das Kapitel 1 „Was ist das?“ versteht sich als eine Hinführung zum Pilgern im Horizont aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen. Dazu wird es in Beziehung zu den vielfältigen Phänomenen des spirituellen Tourismus und der Tourismusforschung gesetzt und unter der Fragestellung „Pilgern als Wandern plus x?“ gegenüber dem Wandern abgegrenzt. Mit Bezug auf Ergebnisse religionssoziologischer Pilgerforschung wird die Unterscheidung zwischen dem zeitgenössischen und dem alten Pilgern herausgearbeitet.



„Ein ferner Pilger, der noch heute zum Pilgern herausfordert: Ignatius von Loyola (1491-1556)“ lautet die Überschrift des 2. Kapitels. Darin stellt Hainz den Hl. Ignatius als Pilger vor. Dabei reflektiert er die Bedeutung der Erfahrungen, die dieser beim Pilgern gesammelt hat und leidvoll machen musste. Ignatius weist darauf hin, sich nicht auf äußerlich rituelle Pilgerpraxis zu konzentrieren, sondern den je eigenen Weg vor Gott zu entdecken (vgl. 40). Das Kapitel endet mit einer Wegbeschreibung des Camino Ignaciano von Loyola im Baskenland, über das Benediktinerkloster Montserrat nach Manresa bei Barcelona (47f.).

Kapitel 3 trägt den Titel: „Ein jesuitischer Pilger-rucksack: Spirituelle Übungselemente zum Pilgern“. Aus dem Schatz ignatianischer Spiritualität formuliert Hainz Anregungen für die Vorbereitung und das Pilgern aus christlicher Motivation: Das fängt beim Rucksackpacken und dem Start mit dem Pilgersegen an, sensibilisiert für das Erleben der Natur und die Zufallsbegegnungen auf dem Weg, erschließt die Bibel als Proviant und mündet ein in die Einübung in die Kontemplation und in das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit am Abend.

Kapitel 4 lautet: „Pilgern – Gott in allem suchen und finden“. Als Fazit ignatianischer Pilgertradition und aus dem Fundus eigener Erfahrungen als Pilger und Pilgerbegleiter deutet der Verfasser das Pilgern existentiell für den Lebensweg (vgl. 76-79) als ein „Hineinlaufen in Gottes Gegenwart“.

Positiv ist zu würdigen, dass Michael Hainz die Pilgererfahrungen des Ignatius sorgfältig und systematisch rekonstruiert und für die gegenwärtige Pilgerbewegung aufbereitet hat. Seine Überlegungen greifen auf eigene Wegerfahrungen zurück und werden mit den Impulsen ignatianischer Exerzitien für das geistliche Pilgern im Sinne der Jesusunachfolge entfaltet. Das Büchlein enthält hilfreiche Anregungen für Menschen, die sich bewusst als christliche Pilger verstehen und dabei eine Hinführung für den persönlichen Zugang zur Begegnung mit Gott suchen. Nicht zuletzt ist die pneumatologische Akzentuierung (d.h. die Betonung des Heiligen Geistes) zu würdigen, die das Buch auch ökumenisch anschlussfähig macht.

Allerdings ist das zugrunde gelegte Konzept voraussetzungsreich und anspruchsvoll. Seine Lektüre setzt Vorerfahrungen mit ignatianischen Exerzitien bzw. eine Offenheit für diese Quelle christlicher Spiritualität und ein entsprechendes Reflexionsniveau voraus. An einer Stelle hat sich ein Fehler eingeschlichen: Das Gedicht „Stufen“ stammt nicht von Dietrich Bonhoeffer sondern von Hermann Hesse (19); zwei Mal findet man Aussagen (V. Turner und A. Delp SJ), auf die Hainz verweist, ohne sie namentlich zu nennen (23; 89). Das schmälert jedoch nicht den positiven Gesamteindruck.

Für mich ist es ein anregendes Pilgerbuch, das die Fachliteratur mit einem eigenen Profil ergänzt und bereichert. Ihre Lektüre empfehle ich Verantwortlichen in der Schulpastoral, Begleiterinnen christlich motivierter Pilgergruppen oder den Leitern von Pilger- bzw. Wanderexerzitien. Darüber hinaus wünsche ich mir das Buch im Rucksack von Pilgerinnen und Pilgern, die sich bereits mit ignatianischer Spiritualität vertraut gemacht haben oder diese kennenlernen möchten. Insgesamt hat der Verfasser es verstanden, die Pilgererfahrungen des Ignatius von Loyola als Schatz für geistliche Erfahrungen heute zu heben und unseren Lebenspilgerwegen geistlichen Tiefgang und Lebensqualität im Sinne der ignatianischen Tradition zu erschließen.

Martin Lörsch

Matthias Struth
Letzte Fragen
Was Sterbende wissen wollen

Frankfurt: Westend Verlag, 2024
128 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-86489-448-0

Matthias Struth ist ein katholischer Pfarrer und seit mehr als zehn Jahren Seelsorger am Universitätsklinikum in Frankfurt am Main. Während einer Auszeit auf dem Jakobsweg entlang der spanischen Atlantikküste machte er sich Gedanken über die letzten Fragen, die Menschen im Sterben bewegen. Sein Buch gibt einen Einblick in die Erfahrungen und Erlebnisse der vielen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Menschen auf ihrem Weg durch schwere Lebenssituationen und angesichts des nahenden Todes begleiten. Struth sieht diese Menschen als Einheit von Leib, Seele und Geist, mit ihren geistigen und körperlichen Bedürfnissen. Auch wenn der Autor am Anfang der Seelsorge den Auftrag von Jesus sieht, zu den Menschen zu gehen, bei ihnen zu sein, sich um sie zu sorgen und sie zu heilen, geht er über ein religiöses Bekenntnis hinaus.

Krankheiten und ihre Behandlung finden heutzutage vor allem Dingen in abgeschiedenen Bereichen statt. Krankenhäuser spielen im Alltag der meisten gesunden Menschen keine Rolle. Auch deshalb ist es dem Seelsorger wichtig, in seinem Buch den Kranken wieder in den Mittelpunkt der Gesellschaft zu stellen. Dabei versteht er sein Amt darin, in gleicher Art und Weise für alle Menschen da zu sein, unabhängig von ihrer kirchlichen Bindung. Der Seelsorger macht ein Angebot, er ist da, wenn er gebraucht wird, verfolgt aber keine eigenen Interessen. Struth will nicht Missionar sein, sondern die Menschen begleiten und sei es, mit dem Patienten gemeinsam in die Raucherecke zu gehen, „weil er das gerade für seine Seele braucht“.



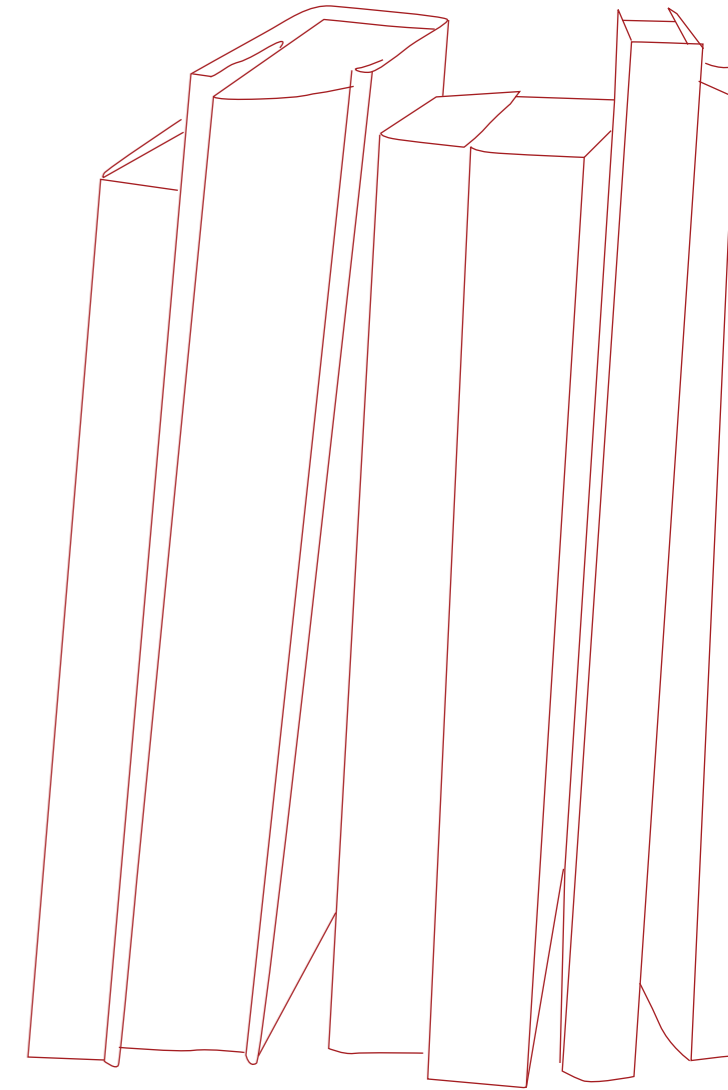
Es geht um konkrete Hilfestellung und Kontaktvermittlung oder auch nur darum, zuzuhören, wenn Menschen aus ihrem Leben erzählen wollen. Struth belegt seine Erfahrungen im Krankenhaus mit Aufzeichnungen von Gesprächen und Äußerungen seiner Patienten. Die Erfahrungen in der Corona-Zeit fließen ebenso ein wie die enge Zusammenarbeit mit den Ärzten. Er zeigt, wie er zum Mittler wird, zum Verständnis zwischen Patienten, Ärzten und Angehörigen beiträgt. Der Geistliche weicht der Frage nach der Gottverlassenheit nicht aus, die Menschen oft stellen, wenn das Sterben auf sie zukommt. Er beschäftigt sich mit Glaube und Zweifel im Angesicht des Todes, ebenso wie mit Schuldgefühlen, die die Angehörigen oft haben.

Wie geht der Pfarrer selbst mit all den schweren Momenten um, mit denen er konfrontiert wird? Eine Frage, die nicht nur für seine Berufsgruppe zutrifft. Für Struth sind es der Glaube und die Begegnung mit Gott, die ihm hilft, aber genauso wichtig ist es für ihn, in einem Team gemeinsam mit evangelischen und katholischen Seelsorgern zu arbeiten und seine Gedanken, Gefühle und Unsicherheiten teilen zu können.

Was kommt nach dem Tod, das ist eine der Fragen, die ihm immer wieder gestellt wird. Wie geht das Sterben, was kommt danach? Seine Aufzeichnungen von Gesprächen zeigen, welche Gedanken die Menschen bewegen, wie sie den Nahtod wahrnehmen.

Am Ende des Lebens stehen oft nicht die großen philosophischen Fragen. Es sind auch die kleinen alltäglichen Dinge, der Umgang mit dem Schmerz, der Krankheit, die Sorgen um die Angehörigen. Manche Menschen haben keine letzten Fragen, sondern letzte Antworten. Es dreht sich nicht alles um Gott, sondern darum, was in ihrem Leben schön war, in der Familie, in der Arbeit, in den Freundschaften. Und so endet das Buch mit der Erkenntnis: Am Ende geht es immer um das Leben.

Matthias Voß
Freundliche Übernahme aus: Märkische Allgemeine Zeitung
vom 16./17. 11.2024



Gunter Geiger / Marco Bonacker (Hg.)
Zwischen Verantwortung und Kontroversität
Zukunftsperspektiven katholischer Akademiearbeit

Opladen / Berlin / Toronto: Verlag Barbara Budrich. 2024
218 Seiten
29,90 €
ISBN: 978-3-8474-3002-5

Dem in diesem Jahr begangenen siebzigjährigen Bestehen der Katholischen Akademie Fulda ging ein zweijähriger interner Prozess voraus, in dem die Akademie Leitlinien für Ihre zukünftigen Ziele und Arbeitsweisen entwickelte und sie in einem „Mission Statement“ niederlegte. Der vorliegende Band versammelt sechzehn Beiträge aus Pädagogik, Philosophie und Soziologie, von Akademiemitarbeitern, Kooperationspartnern und aus dem Feld des interreligiösen Dialogs, um aus den jeweiligen Disziplinen und Arbeitsfeldern die Herausforderungen zu benennen, denen sich eine zukünftige Akademiearbeit vor dem Hintergrund ihrer Gründungsgeschichte zu stellen haben wird, um deren Konsequenzen für Struktur, Arbeitsweise und Themenfindung innerhalb einer katholischen Akademie zu erheben. In jedem der Beiträge sind einige wenige Sätze gerahmt hervorgehoben, die seine Kernthesen auf den Punkt bringen.

Die Wurzeln der Katholischen Akademien liegen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Sie definierten als ihre Aufgaben, Demokratie zu stärken, Menschen inneren Halt zu schenken, die christliche Soziallehre gesellschaftsprägend aufzustellen und, im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils, von der Welt zu lernen und Gesellschaft aus christlichem Glauben zu gestalten. Dreh- und Angelpunkt ist die biblische Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Sie macht den Menschen zu einem Selbstzweck und verbietet, ihn als Mittel für andere Zwecke zu missbrauchen. Bildung, die all dem dient, führt, nach dem Dreischritt Sehen – Urteilen – Handeln unmittelbar ins politische, gewerkschaftliche, gesellschaftliche, kirchliche Engagement für eine menschenwürdige und menschenfreundliche Welt.



Die Autoren sehen in den gegenwärtigen Fragestellungen auch die Herausforderungen der Zukunft: Diversität, Klimawandel, Gefährdung der Demokratie, nachhaltiges Wirtschaften und Leben. Bildung, die ins Handeln führt, setzt Partizipation der sich Bildenden auf allen Ebenen des Bildungsprozesses voraus, bei Themenfindung, Arbeitsweise und Evaluation derselben. Akademien werden dabei entworfen als Orte freier und befreiender Begegnung, bei jeder Verzweckung und Manipulation, an denen Menschen sich ihrer Würde bewusst werden, so sein dürfen, wie sie sind, und lernen, sich mit den dargebotenen Inhalten so auseinanderzusetzen, dass sie frei sich ihre Meinung bilden können und sich konkret in demokratische Prozesse einzuüben vermögen. Kirche als integraler Teil der Gesellschaft leistet dieser u.a. durch ihre Akademien jenen Dienst – aus demokratischem Geist, auf dem Fundament christlichen Menschenbildes und christlicher Werte –, sich selbst in ihren Identitäten und in ihren Handlungspotentialen zu entdecken und Bildung als ein ganzheitliches Geschehen zu erleben.

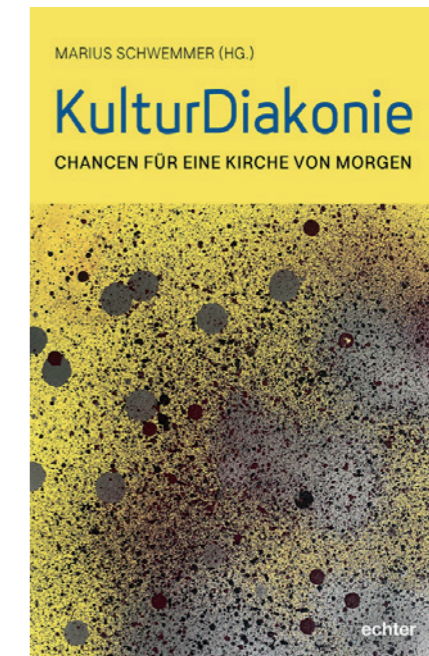
Was Akademien im Idealfall der Gesellschaft schenken, wäre umgekehrt die Zukunftsvision gelebten Glaubens in der Kirche: Religion als Mäeutik des zu sich selbst kommenden und sich seiner selbst bewusst werdenden Menschen. Eine demokratische Gesellschaft demokratisiert auch die Kirche. Bedingung der Möglichkeit von Demokratie ist inkommensurable Vielfalt. Spannungsreiche und konfliktgeladene Diversität kann gelebt werden, wenn jeder sich der mit seiner Freiheit unmittelbar gegebenen Verantwortung bewusst wird und verantwortungsvoll handelt.

Bezeichnenderweise fehlt diesem Band ein Beitrag, ob und wie Erträge katholischer Akademiearbeit in Entscheidungsprozesse von Bistümern angefragt werden und einfließen, ob und wie sie eine innerkirchliche Kultur des Umgangs miteinander prägt. Es liegt in der Natur eines solchen Werkes, dass etliche Beiträge Postulate aufstellen, mit Sollens- und Mühsensforderungen operieren. Hintereinander gelesen tritt eine gewisse Ermüdungserscheinung ein, da jeder Artikel für sich gewürdigt werden können muss, so dass die Historie der Akademien ein ums andere Mal referiert wird. Hier kann man sich als Leser der herausgehobenen satzhaften Thesen bedienen und schnell jene Artikel herausfischen, die einem interessant erscheinen. Die Beiträge wecken ein Verständnis für die Komplexität von Bildungsprozessen und die hohen Ansprüche, denen alle an ihr Beteiligten unterliegen. Eine offene Frage bleibt, ob und was Katholische Akademien kirchlichen Gemeinden, Seelsorgern, Bistumsleitungen bedeuten, ob die Kultur die hier gelebt wird/werden soll auch ins Kirchliche ausstrahlt, ob kirchlich Verantwortliche sich der Erfahrungen und des Wissens ihrer Akademien erinnern und es für ihre Entscheidungsprozesse abfragen.

Stefan Scholz

Marius Schwemmer (Hg.)
KulturDiakonie
Chancen für eine Kirche von morgen

Würzburg: Echter Verlag. 2024
262 Seiten
24,90 €
ISBN 978-3-429-05955-2



Einem Kirchenmusikdirektor aus Passau ist es zu verdanken, dass das Thema Kulturdiakonie bzw. kulturelle Diakonie aus ganz verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird: Marius Schwemmer, Ständiger Diakon, Diözesankirchenmusikdirektor und Hochschul-lehrer, hat einen Sammelband vorgelegt, der kurioserweise mit zwei Untertiteln zu finden ist. Während es in der gedruckten Ausgabe heißt: „Kulturdiakonie. Chancen für eine Kirche von morgen“, ist bei Onlinehändlern auf dem Coverbild (noch) zu lesen: „Kulturdiakonie. Auftrag für eine Kirche von heute.“ Der wohl wieder verworfene Untertitel trifft meines Erachtens sehr viel besser die Dringlichkeit, sich als Kirche mit diesen Fragestellungen zu beschäftigen.

Das Buch vereint Beiträge folgender Autoren: José Tolentino Kardinal Calaça de Mendonça, Gianfranco Kardinal Ravasi, Wolfgang Beck, Ralph Bergold, Reinhold Bernhardt, Michael N. Ebertz, Friederike Dostal, Marc Grandmontagne, Bernhard Kirchgessner, Stefan Klöckner, Jakob Johannes Koch und Ludwig Mödl. Die Autoren bieten eine zum Teil tiefgehende Analyse des Begriffs „Kultur“, der Beziehung zwischen Kirche und Kultur und dem Zusammenspiel zwischen Evangelium und Kultur. Die Beiträge plädieren für eine starke kulturelle Diakonie, die nicht gegen die soziale Diakonie auszuspielen ist, zumal es, wenn es um die Rahmenbedingungen unseres Zusammenlebens geht, große Schnittstellen gibt.

Im Vorwort des Buches definiert Marius Schwemmer den Begriff „Kulturdiakonie“ als eine Synthese von Kultur und diakonischem Handeln der Kirche. Es geht darum, dass Kirche nicht nur als Bewahrerin kultureller Traditionen agiert, sondern vor allem aktiv kulturelle Prozesse und dadurch das gesellschaftliche und individuelle Leben mitgestaltet und fördert. Dies beinhaltet, Kunst und Kultur als Ausdrucksformen des menschlichen Daseins zu unterstützen, Dialog, Gemeinschaft, Demokratie zu fördern und – ein hehres Ziel – Frieden zu stiften. „Kulturdiakonie“ versteht sich somit als Dienst der Kirche an der Gesellschaft durch kulturelles Engagement, das die spirituelle und die soziale Dimension des menschlichen Lebens anspricht. Dabei ist der Begriff Kultur untrennbar verwoben mit dem Begriff der Bildung.

Der Begriff „Kulturelle Diakonie“ wurde von dem Theologen, Publizisten, Erwachsenenbildner und ehemaligen Leiter der Akademie Rabanus Maurus Gotthard Fuchs geprägt, während der Theologe und Hochschullehrer Ludwig Mödl den Begriff „Kulturdiakonie“ verwendete. Beide Konzepte seien, so Schwemmer, bisher noch zu wenig rezipiert. Denn es stelle sich weiter die Frage, welcher Kulturbegriff

in der katholischen Kirche Anwendung finden sollte, damit Kultur als maßgeblicher Teil einer lebendigen modernen Kirche verstanden wird. Zudem müsse diskutiert werden, wie das Evangelium mit der Gegenwartskultur zusammengebracht werden könne, um das eigene Leben und seine Umwelt sinnstiftend und menschenwürdig zu gestalten.

Das Buch zeigt auf, wie die Kirche durch aktives kulturelles Engagement ihre Relevanz in der modernen Gesellschaft stärken, wie Kirche in der Welt sein kann. Denn, so eine These von Marc Grandmontagne, die Menschen haben sich nicht von der Kirche entfremdet, sondern die Kirche von den Menschen. Der Autor, renommierter Kulturwissenschaftler und Publizist, reflektiert in seinem Beitrag über die Herausforderungen und Chancen der Kulturdiakonie in der Welt von heute. Er betont dabei, dass die Kirche neue Wege finden müsse, um Menschen zu erreichen. Er plädiert für innovative Formate und eine Offenheit gegenüber modernen Kulturformen, um die Botschaft des Evangeliums zeitgemäß zu vermitteln: „Eine Kirche, die sich kulturell verschließt, läuft Gefahr, den Anschluss an die Gesellschaft zu verlieren.“ Er spannt einen Bogen zu Jesus Christus, der für Mut, Aufbruch und Veränderung stehe. Und er betont, dass die Zeiten gar nicht so säkular seien, vielmehr seien es gerade jetzt Zeiten großer Glaubensdebatten, in der die Kirche nötiger als jemals zuvor gebraucht werde.

Wolfgang Beck, Theologe und Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt, legt in seinem klugen und erhellenden Beitrag „Kultur als Ort einer homiletischen Praxis?“ den theologischen Grundstein für das Konzept der Kulturdiakonie. Er betont die Notwendigkeit, dass die Kirche kulturelle Ausdrucksformen nicht nur toleriert, sondern aktiv fördert. Mit zwei „Anders-Orten“, einer (literarischen) Tankstelle und einem Dorfgasthaus,

werden die theoretischen Ausführungen zu einer heilsamen Verunsicherung, zu Wirklichkeitskonstruktionen, zu Homogenitätsfiktion, zur dialogischen Grundhaltung und der Bereitschaft zu einer lebensdienlichen Theologie, sich an gegenwartskulturelle Diskusorte zu begeben, begreifbar. Er argumentiert außerdem, dass kulturelle Teilhabe ein wesentlicher Aspekt der christlichen Nächstenliebe ist. Und in seiner Fürsprache geht er sogar noch weiter, wenn er schreibt: „Eine Kirche, die nicht den verschiedenen Künsten Raum gibt, ist gleichermaßen arm an Strahlkraft wie eine Kirche, die keine dem Reflexionsniveau der Zeit entsprechende Theologie fördert und pflegt.“

„Das musisch-ästhetische Engagement der Kirche kommt nicht nur ihren Mitgliedern, sondern auch der Gesamtgesellschaft zugute – weit mehr, als diese prima vista ahnt“, so beginnt Johannes Koch, Pastoralreferent, Kulturreferent der Deutschen Bischofskonferenz und Konzertsänger, sein eloquentes Loblied auf die Kultur, die für ihn als „Menschseinsvorsorge“ überlebensnotwendig und systemrelevant ist. Er betont zudem die Bedeutung von Kooperationen zwischen Kirche und lokalen Kulturakteuren, um ein Miteinander auf Augenhöhe zu ermöglichen. Auch rekurriert er auf die Bedeutung der Kirche bei Geschichtsdeutung und Erinnerungskultur. In „Gaudium et spes“ sieht Koch die Magna Charta der kirchlichen Kulturdiakonie. Die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, die die Beziehung der Kirche zur modernen Welt thematisiert, betont die Bedeutung der Kultur für die menschliche Entwicklung und fordert die Kirche auf, aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen und es mitzugestalten. Koch sieht in einem starken kulturdiakonischen Wirken eine Chance für die Kirche, ihre Krise zu überwinden.

Ralph Bergold, Soziologe und Leiter des Katholisch-Sozialen Instituts (KSI) in Siegburg, analysiert die gesellschaftlichen Auswirkungen einer aktiven

Kulturarbeit der Kirche. Auch den Begriff der kulturellen Bildung entfaltet er in seinem Beitrag. Kulturelle Bildung beziehe sich, so Bergold, keinesfalls auf eine Expertenkultur weniger, sondern betreffe die Lebensbereiche aller. Er stellt fest, dass solche Initiativen einen wesentlichen Beitrag zum sozialen Zusammenhalt, zu einer solidarischen und menschenwürdigen Gesellschaft leisten können. Bergold argumentiert, dass die Kirche durch kulturelles Engagement Brücken zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen bauen könne und somit zur Integration und Verständigung beitrage. Aber auch auf individueller Ebene fördere kulturelle Bildung eine lebensstärkende und persönlichkeitsbildende Beziehung zu sich selbst und schließlich zu einer lebenstragenden und -ermutigenden Beziehung zu Gott.

Für die Entscheidungsträgerinnen und -träger in der Kirche ist der Sammelband „KulturDiakonie“ ein ans Herz gelegter Lektüre-Tipp, man möchte fast sagen eine Pflichtlektüre, wenn das Wort nicht so abgegriffen und bevormundend klänge – dies in Zeiten, in denen nahezu alle Diözesen Umstrukturierungen und Sparmaßnahmen angehen (müssen). Gerade jetzt sucht Kirche noch einmal mehr nach neuen Wegen, ihre Relevanz in der Gesellschaft zu stärken, den Zugang zu Menschen nicht zu verlieren und das Evangelium in die Gegenwart zu übersetzen. Hier liefert dieses Buch – neben einer fundierten theologischen Basis – praxisorientierte Ansätze und Handlungsempfehlungen. Die Lese-Empfehlung bezieht sich im Übrigen explizit nicht nur auf die hier exemplarisch herausgegriffenen Autoren. Zusammenfassend könnte man mit den Autoren zusammen einen dritten Titel vorschlagen: „Kirche und Kulturdiakonie. Auftrag, Chance und Überlebensstrategie“.

Friederike Lanz

Andreas G. Weiß
Kirche braucht Bildung
Ein Plädoyer

Freiburg: Herder Verlag, 2024
160 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-451-39735-6

Der Satz, mit dem Andreas G. Weiß sein Buch über die Bedeutung kirchlicher Bildungsarbeit überschrieben hat, bleibt auf dem Cover ohne Satzzeichen. Was fehlt? Ein Punkt, ein Komma, ein Fragezeichen? Nun, am ehesten scheint der Satz ein Ausrufezeichen zu verlangen. Denn Weiß, Direktor des Katholischen Bildungswerks Salzburg, nennt sein Buch ein „Plädoyer“ und verrät, dass er über eine „persönliche Herzensangelegenheit“ schreibe (24). Die Entschiedenheit, mit der Weiß sich dafür stark macht, dass die Kirche Bildung als wesentlichen Bestandteil ihrer Existenz betrachten solle, ist seinem Buch überall anzumerken – und gereicht ihm nicht zum Nachteil.

Es wäre aber genauso möglich, den Titel mit einem Fragezeichen zu beschließen. Denn Bildungsarbeit ist in einzelnen Bistümern fragwürdig geworden. Die Dauerkrise der Kirche, die sich auch in schwindenden Haushaltsmitteln bemerkbar macht, hat dazu geführt, dass Verteilungskämpfe über die künftige Zahl und Ausrichtung kirchlicher Angebote entstanden sind oder bevorstehen. In diesen Kämpfen gehört es zum Standardargument, dass die Kirche etliche ihrer althergebrachten Handlungsfelder aufgeben müsse, damit sie sich auf ihre Kernaufgaben konzentrieren könne wie die Spendung der Sakramente. Für Weiß ist Bildungsarbeit allerdings gerade eine dieser Kernaufgaben. In Form verschiedener theologisch und bildungstheoretisch fundierter Impulse warnt er eindringlich davor, Bildung zu einem bloß fakultativen kirchlichen Handlungsfeld herabzustufen. In seiner Argumentation setzt er auf bewährte Argumente und nimmt gelegentliche Wiederholungen in Kauf, so als sollten sie die Überzeugungskraft seines Plädoyers erhöhen.



Da der Bildungsbegriff fragwürdig, zumindest schillernd ist, versucht Weiß herauszuarbeiten, was unter Bildung zu verstehen ist. Dabei fasst er den Begriff so weit wie möglich: Bildung erscheint als „unerlässlicher Ermöglichungsgrund sowie eine inhärente Bedingung für christliches und kirchliches Handeln“, „eine fundamentalpragmatische Disposition, eine Haltung im Dienst der Ermöglichung, des Entdeckens und der (Neu-)Orientierung“ (25). In dieser zentralen These des Buches deutet sich an, dass Bildung für Weiß mehr ist als die Aneignung christlicher Inhalte. Bildung ist durch Freiheit und Dynamik gekennzeichnet, durch kritische Reflexivität und die Bereitschaft zur Veränderung. Öffnung ist ein Leitwort des Buches – und oberstes Ziel der kirchlichen Bildungsarbeit, so wie Weiß sie konturiert: Öffnung für „Räume des Lebens, Glaubens, des Denkens und der Beziehung“ (12). Dieses Ziel solle die individuelle wie die gemeinschaftliche kirchliche Bildungsarbeit bestimmen, die für Weiß einen lebenslangen, dialogisch ausgerichteten und unabschließbaren Prozess darstellt. Der Titel des Buches könnte daher auch in drei Pünktchen münden.

Obwohl Weiß ausdrücklich keine Apologie kirchlicher Bildungsarbeit zu schreiben beabsichtigt, begründet er in seinem Buch ausführlich, warum sich die Zukunft der Kirche an der Frage der Bildung entscheiden werde. Der Titel könnte darum auch durch einen Kausalsatz fortgeführt werden, in dem Weiß – nicht defensiv, sondern selbstbewusst – erläutert, warum Bildungsarbeit eine identitätsstiftende, diakonische Aufgabe der Kirche und ekklesiologisch unverzichtbar sei. Zum einen sei die Kirche angehalten, Menschen in ihrem je individuellen Lernprozess zu begleiten und ihnen dabei weniger den Katechismus einzutrichern, als ihnen erkennbar zu machen, dass die Beziehung zum eigenen Selbst und zur Welt unabschließbar sei. Zum anderen müsse sich die Kirche als „lernende Gemeinschaft“ aus der eigenen Komfortzone herausbegeben und die Begegnung mit dem Fremden suchen, nicht zuletzt mit kirchen- und religionskritischen Diskutanten. Dadurch könne sie nicht nur die „Zeichen der Zeit“ besser erkennen, sondern zur Metanoia befähigt werden: zur Ausbildung einer „Haltung der ständigen Überwindung starrer Menschen-, Gottes und Weltbilder“ (107). Weiß erkennt gerade im Ablegen der „Scheuklappen vor der Welt“ (94) einen notwendigen Selbstvollzug der Kirche. Denn die Kirche verwirkliche ihre Berufung nur, wenn sie sich von außen anfragen lasse und sich um die Aktualisierung und Realisierung der Heilsgeschichte in der heutigen Welt bemühe. Diese Konzeption einer demütig sich öffnenden „Bildungskirche“, in der Lehren und Lernen in einem reziproken Verhältnis stehen, hätte man sich gerne noch konkreter gewünscht. Wie kann Kirche mit Menschen in Kontakt kommen, die ihr feindlich gesonnen sind oder denen sie herzlich egal ist? Welchen Beitrag kann die Kirche mit ihren Bildungsangeboten zur Bearbeitung gesellschaftlich relevanter Themen wie Demokratieerziehung oder Diversity liefern, wenn man

ihr dabei eine Expertise gar nicht zutraut? Ist Kirche wirklich eine lernende Gemeinschaft, wenn sie nicht nur Fragen von außen wahrnimmt, sondern, wie Weiß schreibt, in einem zweiten Schritt mögliche Antworten und Unterstützungsformen aus ihrer eigenen Weltsicht ins Spiel bringt? Müsste sie in einem echten Dialog nicht vielmehr geeignete Antworten und Unterstützungsformen erst und immer wieder neu entwickeln? Mit diesen Fragen bestätigt sich, dass Weiß allerdings richtig liegt, wenn er meint, dass Bildung für die Kirche ein Seismograph der eigenen Lebendigkeit sein könne. Der Titel des Buches könnte insofern auch in ein Semikolon münden. Der Satz hat nur einen Einschnitt; er wird fortgeführt. Die Diözesen sind nun am Zug. Sie wären gut beraten, wenn sie in ihren internen Debatten dieses öffentliche Plädoyer zu Kenntnis nähmen.

Alexander Schüller

Jon Fosse

Ein Leuchten

Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel

Hamburg: Rowohlt Verlag, 4. Aufl. 2024

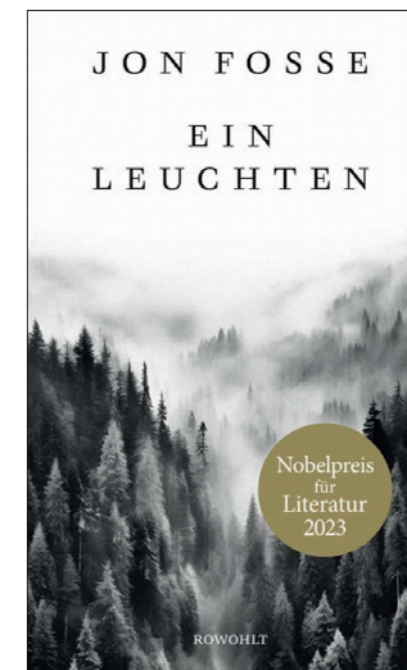
78 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-498-00399-9

Beim Lesen von Jon Fosses Erzählung „Ein Leuchten“ drängt sich der Vergleich mit Franz Kafkas kleiner Fabel von der Maus auf, deren Welt beim Lauf durch Zimmerfluchten mit jedem Tag enger wird, bis sie zuletzt in eine ausweglose und für sie tödliche Situation gerät. In Fosses Erzählung fährt ein Mann ohne Absicht immer tiefer in den Wald, biegt an Weggabelungen mal nach links oder rechts ab, bleibt schließlich mit seinem Wagen in aufgeweichter Erde stecken. Dann beginnt es zu schneien. Der Mann verlässt sein Auto, begibt sich in Kälte und Dunkelheit, läuft ziellos umher und verirrt sich gänzlich. Die Gedanken von Fosses Erzähler kreisen um die Vergeblichkeit, sich aus misslicher Lage zu befreien.

In dieser Erzählung geht es um nichts weniger als um die Frage, ob der Mensch mit seinen einmal getroffenen Entscheidungen Lenker seines Schicksals ist oder nicht. Im Rückblick ist es für den Erzähler nicht mehr nachvollziehbar, warum er den Wegverlauf so und nicht anders gewählt hat, nicht rechtzeitig umgekehrt ist und die am Wegrand liegende Hütte nicht bewusst wahrgenommen hat. Bedeutsam ist in dieser Erzählung, dass ein unbegleitetes Ich unterwegs ist. Der auf sich selbst gestellte Mensch ist in der Einsamkeit des tiefen Waldes unausweichlich mit sich konfrontiert. Die nicht mehr zu verändernde Lebenssituation des Erzählers bewirkt kein besonnenes Innehalten, sondern planloses Weiterlaufen, das seine aussichtslose Lage verschlimmert – eine Handlungsweise, die der Akteur selbst nicht begreift.



Fosse schildert seinen Erzähler als Irrläufer fern jeglicher Zivilisation und deren technischen Hilfsmitteln, er ist allein der Natur überlassen. Mitten in dieser Ausweglosigkeit wird dem Verirrten ein Epiphanie-Erlebnis zuteil – ein wahrgenommenes Lichtphänomen, das an die alttestamentliche Geschichte von Moses vor dem brennenden Dornbusch denken lässt. Geschildert wird ein zwischen dunklen Baumstämmen sichtbar gewordenes Leuchten, das inmitten nächtlicher Dunkelheit sich auf ihn hinbewegt. Je näher dieses Leuchten kommt, desto mehr erkennt er sogar die Umrisse einer Person, ohne diese als männlich oder weiblich differenzieren zu können. In der ungewöhnlich hellen Erscheinung ist kein Gesicht zu erkennen. Und etwas Außergewöhnliches geschieht: Dem Seher widerfährt neben der

Erscheinung noch taktile Wahrnehmung. Er spürt plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Diese Epiphanie beschreibt der Erzähler als intime personale Begegnung und er fühlt sich mit einem Male trotz seiner aussichtslosen Lage beruhigt. Als ihn das Leuchten wieder verlässt, zweifelt er an der ihm zuteilgewordenen Offenbarung. „Aber was war da vorhin mit mir los, denn habe ich nicht eine Gestalt gesehen, so leuchtend in ihrem eigenen Leuchten? Ja das habe ich. Aber das ist nicht möglich, denn eine solche Gestalt gibt es nicht und kann es nicht geben, das widerstrebt aller Vernunft.“ (36)

Das Epiphanie-Erleben, das im Nachhinein beim Erzähler Momente des Zweifels hervorruft, wird ihm als ein singuläres und nicht wiederholbares Ereignis bewusst. Dann quält ihn die Frage, ob das Wesen, das er in dem Licht ahnte, noch präsent ist. Und der verunsichert Fragende erhält tatsächlich Antwort: „Ist da wer – und höre ich nicht etwas wie ein leises Flüstern, das sagt, ja ich bin hier ... ich bin immer hier... als hätte diese Stimme eine Art warme und tiefe Fülle ... das man Liebe nennen könnte.“ (38) Fosse zieht mit der Formulierung der flüsternden Stimme den Vergleich zu dem Epiphanie-Erleben des Elja auf dem Berg Horeb. Dem Propheten wurde Gott im leichten Säuseln des Windes erfahrbar. Die Äußerung „Ich bin hier“ verweist auf die Selbstmitteilung Gottes im Jahwe-Namen, Beistandszusage für die hebräischen Arbeitssklaven und in der präsentischen Form zeitübergreifende Zusicherung göttlichen Dabeiseins über Generationen hinweg.

Die Geschichte, die mit einer Irrfahrt begann, endet als Heimweg. Wobei der Ausdruck „Heimholung“ der angemessenere wäre. Dem von seiner Wanderung müde Gewordenen erscheinen nun die verstorbenen Eltern und der Tod ebenfalls in personaler Gestalt gekleidet in einen dunklen Anzug und gesichtslos. So legt sich mit der nun endenden Weggeschichte die Methaphorik des Lebensweges nahe.

Fosses Erzählung scheint von einer persönlich erlebten Nahtoderfahrung in seinen jungen Jahren beeinflusst. Der Autor lässt den Erzähler in Begleitung seiner Eltern die Welt verlassen. Seinen Abschied vom irdischen Dasein begleiten mystische Gedanken vergleichbar denen eines Meister Eckart. Beim Hinübergang lässt der Erzähler von sich selbst ab und taucht gänzlich ein in die leuchtende Gestalt. „Ja es ist, als wäre alles ohne Bedeutung und als ob es Bedeutung ... nicht mehr gäbe, denn alles ist irgendwie einfach nur da.“ (77) „Und ja da steht ja, lieber Himmel, die leuchtende Gestalt vor uns, ja die Gestalt, die weiß schimmert in ihrem Leuchten, und sie sagt: komm mit und dann gehen wir ihr nach ... Wir gehen barfuß hinaus ins Nichts ... und plötzlich gibt es nur noch die glänzende schimmernde Gestalt.“ (78)

Jon Fosse ist mit dieser Erzählung das Außergewöhnliche gelungen, eine eigentlich nicht in Sprache zu fassende Grenzerfahrung im Übergang zwischen Leben und Tod sowie das erschütternde Erleben einer Gottesbegegnung zu schildern. Das Buch „Ein Leuchten“ ist zur bedeutenden Literatur biblischer Epiphanie-Geschichten zu zählen.

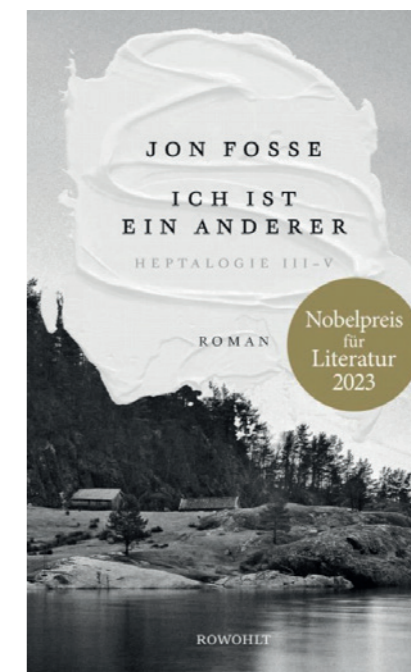
Marie-Luise Reis

Jon Fosse
Ich ist ein Anderer
Heptalogie III – V
Roman
Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel

Hamburg: Rowohlt Verlag. 3. Aufl. 2024
367 Seiten
32,00 Eur
ISBN 978-3-498-02142-9

Jon Fosses Schreibstil gleicht perpetuierenden Gedankengängen, in die er seine Leser hineinzieht. Daher fehlen in seinem Buch die das Satzende markierenden Interpunktionen. Hinsichtlich seiner Heptalogie lässt sich im klassischen Sinne nicht von einer Romanhandlung sprechen, sondern eher von einer Erzählerbiographie, deren Puzzleteile sich nach und nach zusammenfügen. Die Gedankengänge des Ich-Erzählers Asle springen zwischen Gegenwart und Vergangenen, der lineare Zeitfluss ist aufgehoben. Lebende wie verstorbene Wegbegleiter treten in verwirrender Weise gleichzeitig auf und reihen sich in das Personenkarussell seines Denkens. Zudem wird beim Lesen nicht ganz klar, ob es sich bei dem Ich-Erzähler Asle und seinem Freund gleichen Namens, einem Maler wie er, um sein Alter Ego oder ihn selbst handelt. Der „andere Asle“ beschäftigt lebensgeschichtlich den Ich-Erzähler, er tritt neben ihn, wenn er dessen Alkoholsucht beschreibt und zugleich angibt, die eigene Suchterkrankung überwunden zu haben. So trägt die dritte bis fünfte Folge seiner Romanreihe den kryptischen Titel: „Ich ist ein anderer“. Erzählt werden die Erinnerungen an die Jugend- und Ausbildungszeit der beiden Asles an der Kunstakademie, ihre Heirat zu Studienzeiten, erste berufliche Erfolge bis hin zum gesundheitlichen Absturz des alkoholkranken Malerfreundes.

Interessanterweise fädelt der Autor in die Gedankengänge seines Ich-Erzählers eine weitere Ebene. Asles fortlaufende Denkketten werden unterbrochen, wenn er in bestimmten Lebenssituationen betet. Dann tritt der Erzähler aus der Selbstreflexion in die Anrede seines imaginierten Gegenübers, der größer ist als sein Denkvermögen und den er dennoch anspricht. Asle bedient sich bei der Gottesanrede tradierter Gebete, sei es das Vaterunser, Salve Regina oder den Ro-



senkranz, und übersetzt sie zugleich in die Kirchensprache Latein. Dem Autor scheint daran gelegen, die sakrale Sprache von der Alltagsrede zu unterscheiden und deren zeitlose Gültigkeit zu betonen. In dem performativen Sprechakt auf das „Du“ Gottes bezogen, begreift der Erzähler die Entgrenzung seines Ichs. Zudem bezeugt er die beruhigende Kraft des gleichförmigen Sprechens. Das Fürbittgebet wie z.B. für die Heilung seines alkoholkranken Freundes betrachtet Asle als wahre und angemessene Rede. Die Gebete entfalten in der Übermittlung des Ich-Erzählers auch ihre Kraft auf den Leser, da sie aus dessen nachvollzogenem Gedankenfluss herausfallen. Asle bezieht sich, sofern er mit seinem Nachbar von Gott redet, auf den hebräischen Gottesnamen Jahwe: „Ich bin, der da ist“. Gottes Selbstmitteilung in dem Satznamen ist die des stets Gegenwärtigen. Über den Höchsten zu reden gestattet der Autor seinem Erzähler, insofern Gott sich dem Menschen wie u. a. dem Moses offenbart hat. Dass Gott nicht zu fassen ist, spiegelt sich in der Wortsuche Asles; er verwahrt sich gegen die besitzanzeigende sowie fixierende Formulierung: Es gibt Gott. Asle sieht sich beeinflusst von der mystischen Theologie Meister Eckarts.

Gerhard Mevissen
Senkrechter Gesang
Edition Künstlerbuch M Nr. 4

Monschau: Selbstverlag Gerhard Mevissen. 2024
110 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-00-078969-4

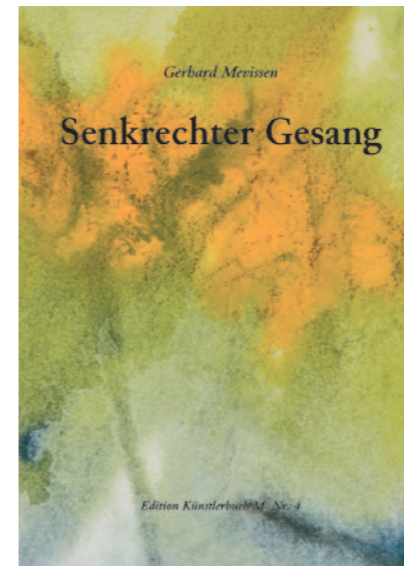
Fosses Heptalogie ist das fortwährende gedankliche Umkreisen dessen, was unsichtbar hinter dem Gewebe des Sichtbaren ist. Daher lässt der Autor seinen Ich-Erzähler Maler sein, der in seinen Bildern das Licht, die Wirkung des Lichts in dem Dargestellten einzufangen sucht. Nur die Gemälde betrachtet er als gelungen, in denen hinter dem Sichtbaren verborgenes Leuchten aufscheint. Das Gemälde, das der Autor immer wieder in die Betrachtung des Künstlers Asle rückt, zeigt zwei sich diagonal kreuzende Linien in den Farben Braun und Violett. Bei kritischer Betrachtung kommt Asle zur Ansicht, dass dieses Bild der sich kreuzenden Linien auf weißer Leinwand, die sein Nachbar als Andreaskreuz bezeichnet, ein abgeschlossenes Werk ist. In dem verschmelzenden Punkt zwischen Violett und Braun sieht Asle jenes stets gesuchte Leuchten eingefangen. Das erdige Braun und die Passionsfarbe Violett, gemischt aus Azurblau und Blutrot, symbolisieren für den Maler den Schmelzpunkt menschlicher Existenz zwischen Erdhaftung und Entgrenzung. Im Kreuz ist das Zentrum von Tod und Auferstehung, Verlöschen und transzendenter Leuchten. Für Fosse bricht in das Leben seiner Erzählfigur, in dessen angenommenes und durchgestandenes Leben gnadenhaft unverfügbares Licht. Dass dieses Licht existiert und geheimnisvoller Hintergrund von Allem ist, erkennt der Künstler Asle im Akt des Sehens bei seiner Suche nach Bildmotiven.

Jon Fosses Heptalogie ist eine Passions- und Auferstehungserzählung. Die Romanfolge übermittelt in ungewohnt literarischer Form den Gedankenfluss seiner Erzählfigur in rückhaltloser Selbstmitteilung, die religiöse Rede nicht scheut. Fosse konfrontiert seine Leser mit seinem persönlichen Glaubensbekenntnis und fordert sie somit zu innerer Stellungnahme heraus. Ein großartiger Autor, ein Prophet des geheimnisvoll Jenseitigen auch in dieser Zeit.

Marie-Luise Reis

Was ist ein „Senkrechter Gesang“? Mit fortschreitender Lektüre wird deutlich, dass dieses Oxymoron „den gesamten Buchkörper“ durchzieht: Es bindet die Horizontale mit der Vertikalen zusammen; beide Dimensionen begegnen dem Verfasser im „Gesang der Vögel“ und in den „Blütenklängen der Blumen“ (7). Damit sind Fauna und Flora als wesentliche Themen der 46 Texte benannt.

Wegen der Zeilensprünge lässt sich von Gedichten sprechen, zutreffender scheint mir die allgemeinere Bezeichnung „poetische Miniaturen“, die ohne Reim auskommen. In ruhiger, behutsamer Sprache betrachtet der 1956 geborene, auf den Eifelhöhen bei Monschau lebende Gerhard Mevissen Phänomene der Natur. Nirgends wird die Natur zum Objekt menschlichen Verfügens, vielmehr wird sie zum Anlass einer nach innen gewendeten Betrachtung: Die Quelle im Wald weitet sich in ihrem Verlauf zu einem Fluss, der ins Meer mündet (89); die Stille lässt sich „wie eine Handvoll Wasser / aus einer Quelle“ trinken (67). Der Herbst ist eine Zeit der Reife: Auf der Streuobstwiese bleiben die heruntergefallenen Früchte als „lieggelassene Geschenke“ zurück (66) und das farbige Ahornblatt ist besonders schön, bevor es herabfällt (90). In der Natur zeigt sich ebenfalls, was unser gesamtes Leben eintrübt: eine lebenslange Traurigkeit über die Sterblichkeit, die aber nicht das letzte Wort behält, denn „da gibt es auch / die Lichtzelte der Liebe / und der Freundschaft, / der Poesie und des Spirituellen / als Geschenk.“ (70) Und erst im Winter geben die entlaubten Bäume die Vogelnester frei: „die Horte des Fruchtbarwerdens, / des Brütens und Hütens.“ (43).



Der „Buchkörper“ insgesamt offenbart, dass Gerhard Mevissen in erster Linie ein bildender Künstler ist. Seine poetischen Texte „stehen“ vor vielfarbigen Bildausschnitten, dazwischen sind 17 doppelseitige Werke der letzten Jahre aus fortlaufenden Zyklen eingefügt. Es handelt sich dabei um abstrakte, zarte und in sich gemusterte Aquarellbilder, die, wie ihre Schichtung belegt, über einen längeren Zeitraum hinweg entstanden sind. Dieses sorgfältig gestaltete Buch erfreut das Auge und den Verstand. (Näheres findet sich auf der Internetseite www.gerhard-mevissen.de.)

Die zusammengestellten Texte und Bilder sind nicht auf Knopfdruck entstanden. Sie setzen eine kontemplative Gestimmtheit voraus, um, so der Künstler, „empfänglich zu werden, / für all das, was gerade ungerufen / einkehren möchte bei mir, / ohne Mühe zu machen“ (101). Wir Leser und Betrachter können daran teilhaben – wenn wir uns die Zeit nehmen, den übermächtigen Alltag zu unterbrechen, um zu uns selbst zu kommen.

Thomas Menges

Mit religiösem Blick lässt sich diese Naturpoesie als natürliche Theologie lesen. Doch kommt das Wort Gott nicht einmal in den vier als „Psalm“ bezeichneten Texten vor, sehr wohl aber ein angesprochenes „Du“, dessen „Gegenwart / ... / vor den Unwettern des Nichts“ zu beschützen vermag (47).

Die gesellschaftliche Wirklichkeit wird nicht ausgespart: Asyl und Gewalt werden thematisiert; der Verfasser wird Zeuge, wie die Kraft, aber nicht die Freude eines „Alte(n) Straßenmusikant(en)“ schwindet (103), und setzt einem skurrilen Dorfbewohner, der die Kriegsschäden auf seinem Hof nie beseitigen ließ, ein berührendes Epitaph aus Worten (61).

Simone Husemann / Sabrina Faulstich
Bekannte Unbekannte
Katholische Sakralräume in Wiesbaden

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag, 2024
168 Seiten m. farb. Abb.
20,00 Euro
ISBN 978-7954-3893-7

Viele haben genau dies schon lange vermisst: einen quantitativ umfassenden und qualitativ fundierten Überblick über die katholischen Kirchen der hessischen Landeshauptstadt. Einen solchen Kirchenführer der Wiesbadener Sakralräume in chronologischer Reihenfolge liefert das vorliegende Werk in höchst erhellender Weise.

Zwar ist man in den letzten Jahren verstört durch Berichte über die Schließung, Umwidmung, gar Profanierung von Kirchenräumen z.B. in weltliche Bibliotheken, Kletterhallen oder gar Diskos, bedingt durch den Rückgang der Kirchenmitglieder und dem damit verbundenen Abebben der Kirchensteuergelder. Dennoch prägen Gotteshäuser nach wie vor das Städtebild und sind immer noch – von der Wiege bis zur Bahre – Orte der gemeinsamen Liturgie sowie der persönlichen Frömmigkeit. Die Autorinnen laden in diesem Sinne dazu ein, Wiesbadens Kirchen neugierig zu besuchen, fachkundig zu verstehen und neu zu entdecken.

Dabei werden zum einen historisch-soziologische Hintergründe einbezogen, etwa über die Rolle des Kurbetriebs der Heilquellen- und Bäderstadt und vor allem die Auswirkungen des Zuzugs zahlreicher Geflüchteter aus den Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg; Letzteres ist bedeutsam angesichts der vielen kriegstraumatisierten Menschen mit einem starken Bedürfnis nach Schutz und Heimat, was sich z.B. architektonisch in der häufig auftretenden auffälligen Zelt-Architektur des neueren Kirchenbaus ausdrückt. Zum anderen erschließen die Verfasserinnen ausführlich die Kirchenräume in ihrer detaillierten architektonischen Formensprache: Dabei nehmen sie den Besucher bei ihren Kirchenführungen an die Hand, zumeist beginnend mit einem Blick auf die topologische Lage im Stadtgebiet, dann auf das Äußere der Bauskulptur; man nimmt dann den Weg (eventuell über Trep-



penanlagen) durch das spezifisch gestaltete Portal, geht durch Vorhallen, erschließt den Gesamteindruck des Gotteshauses (Mauern, Verputz, Säulen, Fenster/Lichteinfall, Decke, Bemalung, Statuen, Seitenkapellen u.v.a.m.), schließlich werden die Prinzipalstücke (Altar, Ambo, Tabernakel, Taufstein) erschlossen. Auch Einzelheiten kommen zur Sprache, wie etwa im Inneren: Sitzbänke/Stuhlanordnung, Kommunionbank, Kreuzwege, Kanzel, Beichtstühle; außen: Türme, Campanile, Dachreiter, Glocken, spezielle Bedachung. Dabei werden die enorme Formenfülle der auftretenden architektonischen Elemente und Schmuckstücke sowie der überraschende Variantenreichtum des Materials (z.B. Granit, Schiefer, Muschelkalk, Eisen, Glas oder der in der Nachkriegsmoderne favorisierte Beton) hervorgehoben und interpretiert. Faustskizzen der Innenräume und ausdrucksstarke Farbfotos geben schon einen ersten orientierenden und Neugier weckenden Eindruck.

Abschließend sei kritisch auf zwei Desiderata hingewiesen: Zum einen wäre im Anhang ein Namensverzeichnis der Architekten, bildenden Künstler und eventuell der Stifter wünschenswert, was dem interessierten Leser (regionale) Zusammenhänge zwischen Personen, die einen Kirchenbau zuwege brachten, aufzeigen könnten. Zum anderen vermisst man – dies ist ein schmerzliches Manko – einen (zumindest überblickshaften) Stadtplan Wiesbadens, in dem die Standorte der besprochenen Kirchen vermerkt sind, um Wege (zu Fuß, mit öffentlichem Nahverkehr, dem PKW) für einen Kirchenbesuch oder eine Kirchentour zu planen. Und um tatsächlich die vielzitierten „offenen Türen“ der Gotteshäuser vorzufinden, wären Hinweise auf die Homepage der Kirchengemeinde und/oder die Rufnummer des Pfarrbüros hilfreich, denn heutzutage sind die Öffnungszeiten der Räumlichkeiten höchst apokryph und kompliziert: Längst nicht mehr sind katholische Kirchen über eine gewisse Standardzeit tagtäglich zugänglich, wie der Rezensent in praxi nicht nur einmal erfahren musste.

Summa summarum: Ein profundes Werk, das den Blick auf die Besonderheiten der Stadtlandschaft eröffnet, den persönlichen Glauben vertiefen helfen kann und nicht zuletzt dem öffentlichkeitswirksamen An-Sehen Wiesbadens zugutekommt.

Gustav Schmitz

Katharina Henkel (Hg.)

Frösche, Feuer, Finsternis

**Aktuelle zeichnerische Positionen zu Jan Luyken
(1649-1712)**

Herbstprojekt 2024 der Internationalen Tage Ingelheim

Ingelheim: Boehringer Ingelheim Corporate Center GmbH, 2024

80 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

19,00 €

ISBN 978-3-9826124-1-6



Das war ein guter Gedanke – zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler einzuladen, sich mit einem Radierzyklus eines Alten Meisters auseinanderzusetzen. Die Idee hatte Katharina Henkel, die Leiterin der „Internationalen Tage Ingelheim“. Bei dem Alten Meister handelt es sich um Jan Luyken (1649-1712). Zu dem umfangreichen Werk des Grafikers zählen die 1708 für einen Amsterdamer Verleger geschaffenen 67 Illustrationen zum Alten und Neuen Testament; gleich zehn Radierungen widmen sich den schweren Naturplagen, die dem Auszug des Volkes Israel aus Ägypten vorausgehen. Vorgegeben war das Medium Zeichnung; die in Beschäftigung mit Luyken entstandenen Arbeiten wurden vom 14. September bis zum 10. November 2024 im Alten Rathaus präsentiert.

Der kleine Ausschnitt auf dem Cover des Katalogs aus der Darstellung der zweiten, der Froschplage lässt es bereits erahnen: Luykens exzellente Radierungen sind Wimmelbilder von außerordentlichem Detailreichtum, der den Betrachter visuell zu überfordern droht. Um Einzelheiten genauer erfassen zu können, wurden während der Ausstellung Vergrößerungsgläser angeboten.

Auf den 38 x 47 bzw. 34 x 44 cm großen Blättern ist unterhalb des Bildes die jeweilige Plage mit Bibelstelle in Niederländisch und Französisch benannt. Den Bildhintergrund bildet ein offener Himmel mit vielgestaltigen Wolken, unter dem sich eine aus vielen Gebäuden zusammengesetzte orientalisierende Phantasiearchitektur erstreckt. Die komplexe Szenerie hat keinen eindeutigen Mittelpunkt – und selbst die zentralen Akteure Mose und Aaron mit Stab müssen erst gefunden werden. Die hochdrama-

tischen Geschehnisse sind auf einer Ebene oder in einer Flusslandschaft angesiedelt und bestehen aus vielen Einzelszenen. Die Menschen formieren sich zu vielen Gruppen, die sich in Bewegung befinden; überall erkennt man Tiere. In Gestik und Mimik einzelner Menschen spiegeln sich der Schrecken und das Entsetzen über die eingebrochenen Katastrophen. Ewas aus dem Rahmen fällt die siebte Plage, wo zackige Blitze den Himmel erhellen und schwerer Hagel die niederstürzenden Menschen und Tiere erschlägt – es herrschen apokalyptische Zustände. Bei der Betrachtung der gesamten Radierfolge wird offensichtlich, dass ihr Schöpfer sich ganz auf die höchst einfallsreiche Bebilderung der Naturkatastrophen fokussiert hat; theologisch brisante Fragen – etwa die nach einem Gott, der erst das Herz Pharaos verhärtet, um dann sein Land mit schlimmen Strafen zu überziehen – spielen keine bildnerische Rolle.

Der reich bebilderte Katalog ist stringent aufgebaut: Nach der Einleitung der Herausgeberin (5) folgen zwei Beiträge zum Buch Exodus, in dem die zehn Plagen einen breiten Raum einnehmen (Ex 7,14-11,19. 12,29-36); zudem wird der biblische Text in der Version der Lutherbibel abgedruckt (11-13). Der Theologe und Galerist Werner Klein stellt heraus, dass die Historizität der Plagen nicht (mehr) zu erheben ist und die über sie tradierten Texte mehrfach überarbeitet wurden; ausschlaggebend ist freilich, dass die Plagen im Kontext einer Freiheitsgeschichte stehen: der Befreiung des Gottesvolkes Israel aus der Sklaverei in Ägypten (7-11). Dies unterstreicht die Pfarrerin Anne Waßmann-Böhm: Gefeierte wird nicht Leid und Tod der Ägypter, sondern Israels Weg in die Freiheit nach vorheriger Unterdrückung (14f).

Ein instruktiver Aufsatz der Kunsthistorikerin Astrid Reuter zur Biografie Luykens und seiner Darstellung der Plagen (16-19) ist der zehnteiligen Radierfolge (20-33) vorangestellt. Den Schwerpunkt des Katalogs bilden selbstverständlich die (bis auf eine Ausnahme) 2024 entstandenen „Aktuelle(n) zeichnerische(n) Positionen zu Jan Luyken“ (34-71). Es folgt ein Verzeichnis der ausgestellten Werke (73-75) und eine Kurzvorstellung der beteiligten Künstlerinnen und Künstler (76 f).

Die fünf weiblichen und fünf männlichen, zwischen 1958 und 2000 geborenen Beteiligten haben sich von der Radierkunst Luykens und dem nach wie vor relevanten Thema Plagen inspirieren lassen. Einige beziehen sich auf bestimmte Bildausschnitte (wie Christian Pilz oder Malte Spohr), andere geben ausgewählten Plagen eine zeitgenössische Gestalt (wie Bettina Munk oder Brigitta Waldach). Marcel van Eeden liest die zehn Plagen als eine „Antischöpfungsgeschichte“ (68): Während Gott aus dem Chaos eine menschendienliche Ordnung schöpft (Genesis 1,1-2,4), stürzen die Plagen die vorhandene Ordnung in ein Chaos. Seine dunklen Holzkohlbilder beziehen sich auf das Den Haag vor seiner Geburt und bilden für ihn „eine Art Antizustand“. – Sandra Boeschstein hat zehn elegante wie komplexe 56 x 77 cm große Zeichnungen mit dem Titel „Die besondere Lage“ geschaffen; im Anthropozän werde die Rede von Plagen nicht länger den heutigen Bedrohungen gerecht. Ganz anders Christian Wehrauch, der 24 nur 10 x 7 cm große Spielkartenmotive mit geplagten Menschen gezeichnet hat. Auch die hier nicht eigens genannten Arbeiten haben ihre eigene Handschrift. Eine sehr hilfreiche Sehhilfe bieten die Antworten der Künstlerinnen und Künstlern auf die von der Kuratorin gestellten Fragen.

Wer die Ausstellung nicht sehen konnte, bekommt mit dem schönen Katalog einen Eindruck von zeitgenössischen Zeichnungen, die zum genauen Sehen einladen und zum Nachdenken – etwa über uns bedrohende Naturplagen – anregen.

Thomas Menges

Jutta Kähler (Hg.)

Ästhetik

Bilder wahrnehmen – lesen – verstehen

Texte und Materialien für den Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag, 2024

180 Seiten m. s-w Abb.

6,80 €

ISBN 978-3-15-015092-4

Ob wir es wollen oder nicht: Wir leben in einer Welt voller Bilder, weniger von Gemälden und Skulpturen als von analogen und zunehmend digitalen Fotos. Einmal auf Abstand zu gehen und über diese Situation nachzudenken, ist das Angebot, das Jutta Kähler mit der von ihr zusammengestellten „Ästhetik“ macht. Das 180 Seiten starke, für die Sekundarstufe II konzipierte Büchlein besteht aus 12 Kapiteln mit je 3 bis 7 Materialien und umfasst knapp 50 Textausschnitte und 5 Abbildungen. Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen inhaltlichen Einführung mit knappen Angaben zu den Autorinnen und Autoren, den Materialien sind hilfreiche Arbeitsanregungen angefügt. Um die Lektüre zu erleichtern, erklärt die erfahrene Pädagogin und Didaktikerin in zahlreiche Fußnoten die verwendeten Fremdwörter. Dass dieses sorgfältig komponierte Reclam-Bändchen, das in jede Tasche passt, nicht nur für die Schule von Interesse ist, sollen die folgenden Schlaglichter belegen.



Das wichtige zweite Kapitel heißt „Bilder wahrnehmen, lesen und verstehen“. Es gibt keine methodischen Hinweise zur Bildbetrachtung, sondern es wird die Beziehung von Wort und Bild thematisiert: Können wir Bilder lesen? Nein, sagt die Philosophin Susanne Langer: In Büchern folgt ein Wort dem nächsten in einem zeitlichen Nacheinander, Bilder hingegen präsentieren ihre Bestandteile wie Form und Farbe simultan – weshalb sich Bilder nur annäherungsweise in Worte übertragen lassen. – Bilder sprechen nicht, der Betrachter kann ihnen mit großer Freiheit begegnen. Der Kunsthistoriker William John Thomas Mitchell vergleicht Bilder pointiert mit einer „Bauchrednerpuppe, in die wir unsere eigene Stimme hineinprojizieren“ (21). Aber: Wer auf ein geduldiges Sehen verzichtet, wird nur die eigene Stimme hören und das Gesehene nicht verstehen.

Im Anschluss ergeben sich weitere Fragen: Gibt es einen ästhetischen Unterschied zwischen einem Original (etwa einem Gemälde von Rembrandt) und seiner (fast) perfekten Fälschung, wenn dieser sich nicht durch Anschauung, sondern nur mittels technischer Analysen feststellen lässt? – Heutige digitale Bildprogramme können auf der Grundlage von Bildern der Kunstgeschichte neue Bilder generieren, die sich auf dem Kunstmarkt verkaufen lassen: Sind diese am Computer entstandenen Bilder Kunst?

Ein zentrales Kapitel ist der „Fotografie“ gewidmet, in welchem die Schriftstellerin Susan Sontag ausführlich zu Wort kommt: Fotos ermöglichen den „Zugang zu Wirklichkeiten, die sich unserer direkten Erfahrung entziehen“ (79) – und können z.B. Zeugnis über andernfalls verborgene Kriegsverbrechen geben. – Doch grundsätzlich gilt: Fotos geben nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit wieder und blenden andere aus: Fotos lassen sich, wie das bei vielen Pressefotos der Fall ist, arrangieren oder können aus politischen Gründen (nachträglich) manipuliert werden, um etwa unliebsame Personen aus dem Gedächtnis zu streichen. Besonders beeindruckt hat den Rezensenten der Text über ein Kriegsfoto, das eine idyllische Flusslandschaft mit Frau zeigt: Erst die Notiz auf der Rückseite verrät, dass die Frau als lebender Minen-Detektor missbraucht wurde!

Das Kapitel „Das Schöne und der schöne Körper“ wird mit Immanuel Kants Unterscheidung von Erkenntnis- und Geschmacksurteil eingeleitet: Letztere sind subjektiv, weil ein äußerliches Etwas das Innere eines Subjekts auf positive Weise affiziert. – Beruht das Empfinden von Schönheit auf Maß und Zahl, also auf Proportion? Edmund Burke verneint mit Blick auf die außerordentliche Vielfalt von Blumen, die „Liebe oder eine ähnliche Leidenschaft“ verursachen (142). Der antike Maler Zeuxis schuf eine perfekte weibliche Schönheit, die er sich aus den Körperteilen verschiedener realer Mädchen zusammensetzte. Werden unsere gegenwärtigen Vorstellungen von schönen Körpern nicht durch mediale Vorbilder bestimmt?

„Das ist keine Pfeife“ ist eines der bekanntesten Gemälde von René Magritte, ist doch die gemalte Pfeife nur das Abbild einer realen Pfeife. Auch Selbstbildnisse sind Abbilder, nämlich der Gesichter von Künstlern, über die diese sich mit der eigenen Person auseinandersetzen. In der neuen visuellen Gattung Selfie inszeniert man ein Bild von sich für andere: Ist dies nicht eine demokratische Form des Selbstporträts? Für beide Gattungen gilt, dass das gemalte bzw. fotografierte Bild das Abbild einer wirklichen Person ist. Genau dieses Verhältnis gilt nicht mehr für die aus Gesichtszitaten generierten digitalen Cyberfaces: Es handelt sich um Porträts, die ohne einen Porträtierten existieren.

Diese Hinweise wollen auf ein facettenreiches Buch neugierig machen, dem viele Leserinnen und Leser zu wünschen sind.

Thomas Menges

Christoph Gellner
„Wo Sinn war, ist Suche“
**Spielarten des Spirituellen in der
Gegenwartsliteratur**

Freiburg: Herder Verlag, 2024
352 Seiten
36,00 €
ISBN 978-3-451-39847-6

Religion ist immer Thema in der Literatur. Doch wie und warum sie zum Thema wird, welche Fragen sie aufwirft und wie sie sich das im Laufe der Zeit verändert, das ist nicht selbstverständlich. Literatur kann als Seismograf gesellschaftlicher Bewegungen gelesen werden – gerade auch für Dynamiken, die das religiöse Feld betreffen. Sie bildet nicht nur das ab, was schon durch empirische Forschung und soziologische Analysen erkannt wird, sondern bringt neue Perspektiven hervor, oft von unten nach oben und leuchtet ganz unerwartete Winkel aus. Literatur lässt uns die großen Fragen des Lebens anders und bestenfalls neu sehen.

Genau hier setzt Christoph Gellner an. Sein Buch „Wo Sinn war, ist Suche“ untersucht die jüngsten Transformationen, die sich in der Gegenwartsliteratur vollziehen, wenn es darum geht, was gern und oft, aber zu leichtfertig mit „religiös“ etikettiert wird. Dabei dokumentiert Gellner nicht einfach, welche aktuelle Literatur nach wie vor „religiöse“ Themen aufgreift, sondern kehrt die Frage um: Wenn Literatur spirituelle Motive aufgreift, inwiefern treffen dann die üblichen Kategorisierungen überhaupt noch zu? Ein zentraler Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist die Diagnose einer begrifflichen Verschiebung im religiösen Feld: von Religion zu Spiritualität (13).



Diese verortet Gellner theoretisch im Anschluss an Hartmut Rosas Resonanztheorie – allerdings mit einer gezielten Engführung. Er konzentriert sich auf das, was Rosa als „Tiefenresonanz“ bezeichnet. Gellner spricht in diesem Zusammenhang von Spiritualität als einer „vertikalen Tiefenresonanz“ (29, 314). Damit beschreibt er eine Form der Wahrnehmung, in der sich in der Literatur Resonanzimpulse zeigen, die über das Alltägliche hinausweisen. So gelingt es Gellner, präziser nachzuzeichnen, wo Literatur spirituelle Tiefenresonanzen entfaltet – jenseits vager Kategorien wie „religiöse Themen“ oder „religiöse Fragen“. Gellner zeigt, dass Literatur einen eigenständigen Raum der Auseinandersetzung mit spirituell insistierenden Erfahrungen und Einsichten erschließt – jenseits von festen religiösen Kategorien.

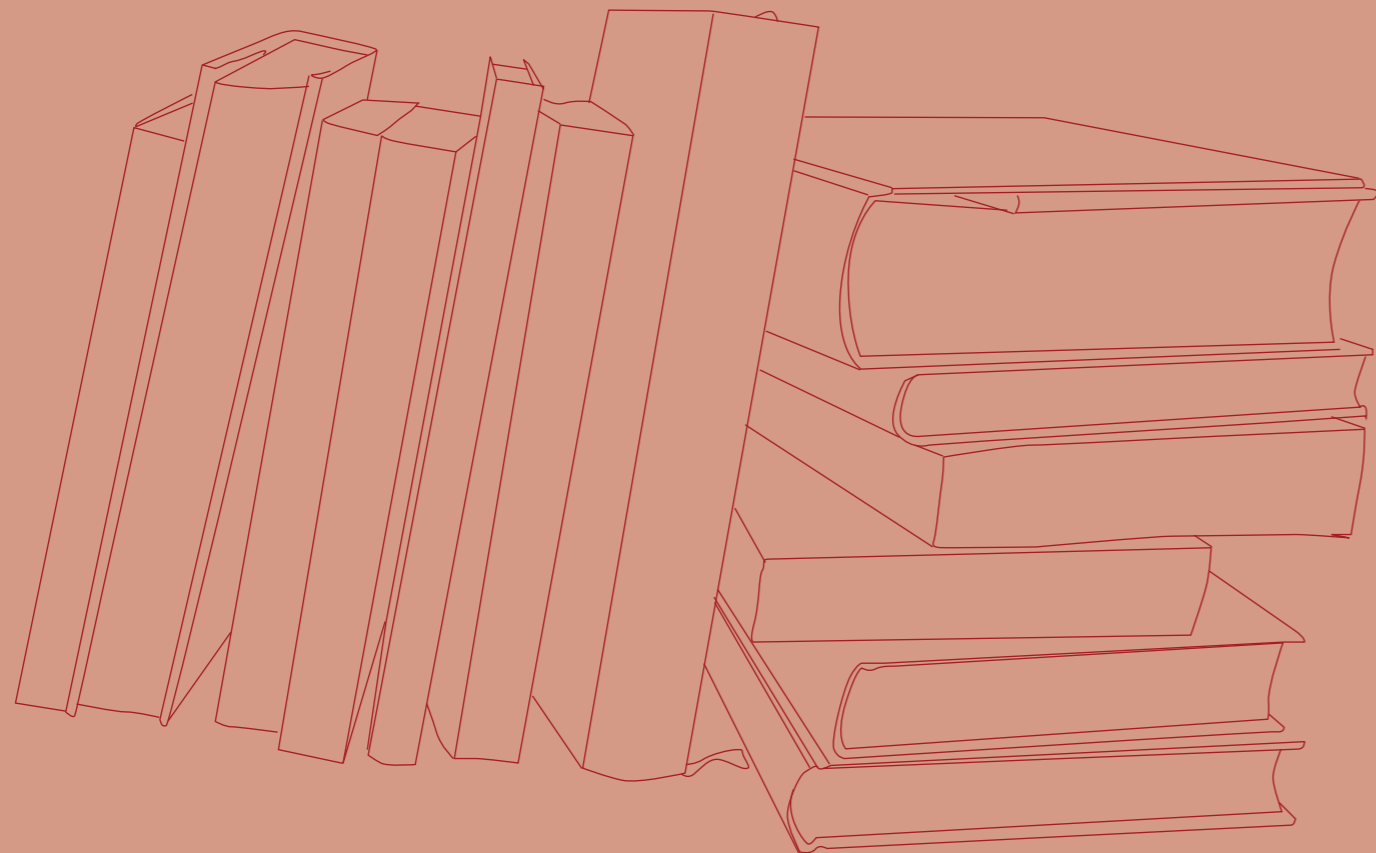
Was das Buch so empfehlenswert macht, ist nicht nur eine beachtliche Fülle der behandelten Texte, sondern vor allem ein umsichtiges und konsequentes Verweben der Stoffe zu einer sorgfältig kuratierten Schau literarischer Suchbewegungen. Gellner gliedert seine Untersuchung in zwei Hauptteile: „Empfänglichsein ist alles: Suchbewegungen, die nach dem Ganzen fragen“, in denen er eine Art Typologie der vielen literarischen Suchformen von Peter Handke bis Marion Poschmann entwirft, gefolgt vom zweiten Teil „Im Dunkel des Todes erscheint unser Leben im rechten Licht“, der sich mit Sterbe-, Todes- und Jenseitsreferenzen mit Grundfragen von Krankheit, Alter und Tod literarische Tiefbohrungen u.a. bei Sibylle Lewitscharoff und Christoph Schlingensiefel beleuchtet.

Mit dieser Zweiteilung gelingt Gellner nicht nur eine prägnante Bestandsaufnahme spiritueller Themen in der Gegenwartsliteratur, sondern auch eine differenzierte Verknüpfung verschiedener Autoren und Perspektiven. Das macht das Buch besonders wertvoll – es bleibt nicht bei allgemeinen Feststellungen stehen, sondern bietet eine aufschlussreiche Detailanalyse mit zahlreichen gut ausgewählten Textbeispielen, wie zum Beispiel Ruth Schweikerts „Tage wie Hunde“. Hier zeigt sich exemplarisch, wie literarische Texte biblische Erzählungen nicht einfach übernehmen, sondern auf eine neue, existentielle Weise befragen (256). Schweikert bringt Scham und Schmerz angesichts der eigenen Brustkrebskrankung ins Wort – jene Erfahrung, in der sie das Echo der Sündenfallgeschichte anklingen sieht.

Besonders wertvoll ist Gellners Buch in zweierlei Hinsicht: Zum einen eignet es sich hervorragend für das persönliche Literaturstudium. Gellners präzise Analysen und seine Auswahl an Textbeispielen machen das Lesen zu einer bereichernden Entdeckungsreise, die sowohl literarisch als auch existenziell neue Perspektiven eröffnet. Zum anderen ist das Buch auch eine ausgezeichnete Ressource für die praktische Arbeit. Durch die kluge Strukturierung nach Themen, die gezielten Verbindungen zwischen Autoren und die Vielzahl an prägnanten Textauszügen lässt es sich ideal in Gruppen einsetzen – sei es im Religionsunterricht, in der Erwachsenenbildung, in pastoralen Kontexten oder in Fortbildungen.

Wer sich umfassend mit der spirituellen Dimension der Gegenwartsliteratur befassen möchte, findet in diesem Buch eine fundierte, klug durchdachte und inspirierende Grundlage.

Thomas Sojer



Giovanni Maio
Ethik der Verletzlichkeit

Freiburg: Herder Verlag, 2024
160 Seiten
18,00 Euro
ISBN 978-3-451-60132-3

Mit der Selbstermächtigung des Menschen als eines Freien und Gleichen in der Neuzeit, zumal seit der Potenzierung individueller Möglichkeiten in der westlichen Moderne, geriet die Begrenztheit der Person und ihre Kreatürlichkeit mehr und mehr aus dem Blickfeld. Nicht nur das: Im Ideal des „Übermenschen“ (Friedrich Nietzsche) erschien eine mitleidvolle Perspektive und ihr sozialer Impuls als komplexbehaftete Behinderung der Potentiale des von Transzendenz befreiten Menschen. Seither sind sozialdarwinistisch-rassistische und utopistische Ideologien zwar gescheitert, hinterlassen hat die Entkoppelung des anthropologischen Selbstverständnisses von Bedingtheit und Begrenztheit, Hilfsbedürftigkeit und Hinfälligkeit dennoch ein spürbares Vakuum. Diese praxisrelevante Leerstelle sucht der Arzt und Medizinethiker Giovanni Maio mit einer „Ethik der Verletzlichkeit“ zu füllen und legt eine wohl geordnete, jedoch geistesgeschichtlich kaum eingeordnete kleine Abhandlung auf luftig gesetzten 160 Seiten in neun Kapiteln vor.

Nach der Erörterung der Vulnerabilität als konstitutiver Bedingung und Signatur menschlicher Existenz macht Maio fünf kennzeichnende Grundelemente aus: den Zustand der Schweben (es handelt sich um die dauerhafte Präsenz potenzieller Verletzungserfahrungen), das Fraglich-Werden der Integrität (die Ganzheit der Person verliert ihre Selbstverständlichkeit), die Ausgesetztheit, die Entwicklungsoffenheit und zuletzt die Wandelbarkeit einer bewusst gewordenen Verletzlichkeit von einer Bedrohung hin zu einer Ressource.



Die weiteren Kapitel beschreiben die Scham, die mit diesen Phänomenen einhergeht, ebenso wie die Sorge als einer entscheidenden Antwort des helfenden Gegenübers, das sich in der Angewiesenheit des Anderen auch selbst als verletzliches Lebewesen wiedererkennt. Besonders wichtig ist dem praxiserfahrenen Autor, dass Sorge als Entwicklungsaufgabe verstanden wird und paternalistische Bevormundung mithilfe einer sensiblen Wahrnehmung der Möglichkeiten des angewiesenen Menschen vermieden werden. Er fundiert dies deutlich durch eine begriffliche Reformulierung von Autonomie als der „Schwester der Angewiesenheit“, die auf der Verschränkung von Selbst und Gemeinschaft basiert. Diese Einbindung individueller Selbstbestimmung führt unmittelbar zur Frage der Eigenverantwortung, die stets darauf angewiesen ist, ausreichende Ermöglichungsbedingungen vorzufinden und nicht kontextblind eingefordert werden kann.

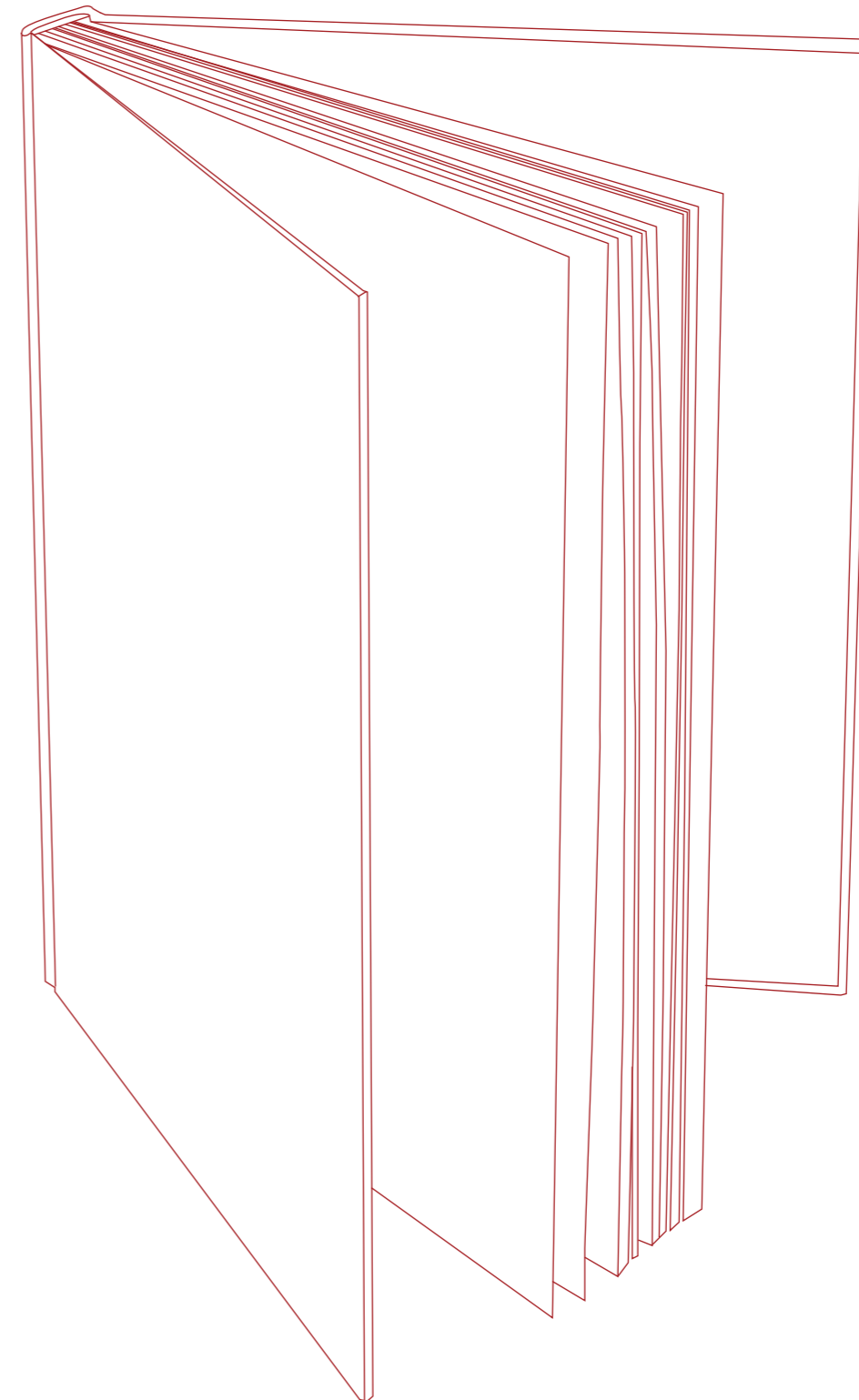
Der leicht lesbare, wenn auch etwas apodiktische Text bietet am Ende jedes der etwa fünfzehn bis zwanzig Seiten umfassenden Kapitel eine ausführliche Literaturliste, die jeweils belegt, dass das Buch innerhalb der Medizinethik kein völliges Neuland betritt und auf soliden und transparenten Forschungsfundamenten steht. Maio schreibt – mit klarer auch sozialpolitischer Warnung vor Einsparungen im Gesundheitswesen – gegen die „drohende Selbstreferentialität des modernen Menschen“ (156) an; er formuliert einen Appell an Ärzte und Pflegende ebenso wie an die Gesundheitspolitik und schließt damit, dass erst „(d)as Bewusstsein der Verletzlichkeit ... den Menschen zum Menschen (macht), indem es Fähigkeiten in ihm hervorruft, die ohne Verletzlichkeit nicht zur Geltung kommen könnten“. Die Medizin sei die „institutionalisierte Antwort auf die Verletzlichkeit des Menschen“ (159).

Der Ansatz Maios ist in der Praxis von überragender Relevanz, wie sich an den rar eingestreuten Beispielen, etwa dem Umgang mit sterbenden Menschen während der Hochzeit der Corona-Pandemie oder dem Druck auf Schwangere, sich in „Willfährigkeit ... dem Regime vorgeburtlicher Untersuchungen (zu) fügen“ (111) zeigt. Weise erscheint der Blick auf den eingeschränkten oder erkrankten Menschen als eines immer noch „entfaltungsfähige(n) Wesen(s), das sich über sich hinaus öffnen kann, sofern es auf entsprechende Möglichkeitsbedingungen stößt“ (94), die Haltung zu ihm als „ein(es) andere(n) im Werden“ (153); dieser kann sich unter erschwerten Bedingungen neu finden – eine kreative Leistung, die wiederum kreative Prozesse freizusetzen vermag. Die Verletzlichkeit als „Schaukel, die zwischen Bangen und Können schwingt“ (153), ist Teil einer lebendigen Dynamik, die Perfektion oder Enhancement niemals in Gang setzen könnten.

Allein die Tatsache, das unzeitgemäße Thema eines humanistisch motivierten „Ecce homo“ in seiner aktuellen praktischen Bedeutung aufgegriffen zu haben, ist von kaum zu überschätzendem Wert. Komplementär dazu verhält sich jedoch die mangelhafte argumentative und philosophiehistorische Durchdringung des appellativen Textes. Sozialpolitische Forderungen, so berechtigt sie auch sein mögen, sind in den letzten Kapiteln eine eher bedauerliche Engführung. Die psychisch-biographische Dimension oder geschlechtsbedingte Verletzlichkeit finden kaum Erwähnung und scheinen nur indirekt beim Thema Machtmissbrauch auf. Da der Fokus des Buches offensichtlich mit Grundüberzeugungen des christlichen Menschenbildes verwandt ist –, das Kapitel zur Sorge etwa ist gleichsam ein abstraktes Ebenbild des heilenden Handelns Jesu an Kranken – irritiert es, dass es an keiner Stelle hierauf (bestätigend oder abgrenzend) Bezug nimmt.

Immerhin finden sich explizite, wenn auch nur dürr ausgeführte Bezüge zu Paul Ricoeur und Emmanuel Lévinas, dessen Anthropologie hier wesentliche Teile des philosophischen Hintergrundes zu bilden scheint. In der Einleitung zur deutschen Ausgabe „Die Spur des Anderen“ (1983) heißt es: „Wie soll auch der Mensch, der auf vielfältige Weise abhängig und bedingt ist, in der Lage sein, eine Welt und eine Totalität einzurichten, da ihm sein eigenes Dasein undurchsichtig ist ...? Daher tritt nun der Rede von der Autonomie des Subjekts ... die Überzeugung von der Endlichkeit des menschlichen Daseins entgegen.“

Rita Anna Tüpper



Otfried Höffe
Die hohe Kunst des Verzichts
Kleine Philosophie der Selbstbeschränkung

München: C. H. Beck Verlag, 2023
192 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-406-80746-6

In Zeiten gesellschaftlicher Debatten über Klimawandel, Artensterben und Rohstoffmangel sind Bücher über Askese und Selbstbeschränkung im Trend und notwendig. Hierzu passt auch die von Otfried Höffe formulierte „Kleine Philosophie der Selbstbeschränkung“, die er unter dem Titel „Die hohe Kunst des Verzichts“ veröffentlicht hat.

Mit der Rede von der „hohen Kunst“ deutet der Autor an, dass er den Begriff des Verzichts von seinem negativen, moralisierenden Image befreien möchte. Höffe beschreibt verschiedene Verzichtsmuster, die aufzeigen, dass das Verzichtekönnen eine anthropologische Grundfähigkeit des Menschen ist, die einen großen Teil seiner kulturellen Leistung erklärt. Besonders eindrücklich gelingt ihm dies mit dem Hinweis auf die Verzichtete, die Menschen in Rechtsstaaten in Kauf nehmen, um ihre eigene Freiheit zu erhalten. Denn nur wer z.B. selbst bereit ist, auf das Ausleben seiner spontanen Rachegefühle und Hassausbrüche zu verzichten, kann in einem auf diese Weise deutlich gewaltreduzierten Rechtsstaat von vielen Freiheiten Gebrauch machen. Auch zeigt er auf, dass rechtliche Vertragsbeziehungen in vielerlei Hinsicht von Verzicht geprägt sind, ohne dass dieser Kontext im Allgemeinen mit dem Thema „Verzicht“ in Verbindung gebracht würde.



Höffe widmet sich dann in seinem Essay weiteren Arten des Verzichts mit dem Ziel einer möglichst umfassenden Behandlung seines Themenfeldes. In den Blick kommen dabei Verzichtete, die das Menschsein ermöglichen. Hier werden die Kardinaltugenden der Besonnenheit, der Tapferkeit, der Geistigkeit und der Klugheit behandelt. Mit diesen zentralen Tugenden sind immer Selbstbeschränkungen verbunden, die das unüberlegte, spontane Handeln durch ein ethisch reflektiertes Handeln ablösen sollen. Auch hier gelingt es Höffe, Selbstbeschränkungen aufzuzeigen, wo man sie gewöhnlich nicht suchen würde, wie z.B. in der Praxis der Toleranz, bei der Berufarbeit, in Architektur und Städtebau und vielen anderen Bereichen des alltäglichen Lebens.

Im folgenden Themenfeld, der Selbstbeschränkung als Mittel zur Steigerung des Menschseins, wie beispielsweise durch Askese, Fasten, selbst auferlegte Armut, Demut und Keuschheit, begibt sich der Autor in das Feld der im allgemeinen Bewusstsein am engsten mit dem Verzichtsbegriff assoziierten Praktiken. Es kommen Platon, Aristoteles und vor allem die Stoa ins Gespräch.

Bei der Behandlung der beiden folgenden Verzichtsmuster „Aktuelle Krisen bewältigen“ und „Den Planeten retten“, d.h. der für ZeitgenossInnen besonders spannenden Frage, wie wir durch Selbstbeschränkung die multiplen Krisen der Gegenwart bewältigen können, gerät der Philosoph erkennbar an die Grenzen seiner Wissenschaft. Hier werden die Betrachtungen sehr holzschnittartig und den ange-rissenen Fragen, wie Finanzkrise, Migration, Energiekrise, nicht gerecht. Entsprechend gering fällt der Ertrag für die Lesenden aus. Sobald der Philosoph sich auf diese ihm fremden komplexen Felder begibt, wird die Lektüre zum Teil auch ärgerlich. Beispielsweise beim Thema Bevölkerungsexplosion (168 f). Neben diesem bereits schon fragwürdigen Begriff spricht Höffe mehrfach von Bedrohung und wagt schließlich die Aussage, dass „die betreffenden Länder auf die eine oder andere Weise auf ihre Bevölkerungsexplosion verzichten müssen“. Zwar wird dieses in sich schon fragwürdige Bild (Wer zündet die Explosion vorzustellen?) in den folgenden Sätzen mit dem Hinweis auf ein „vermintes“ Diskussionsfeld schnell wieder ausgeblendet, um den Gedankengang damit abzuschließen, dass der Westen (müsste es nicht heißen „der Norden“?) sich keine Allgemeinschaft an diesem Thema zumuten müsse, sondern dass die betreffenden Staaten ihre Mitschuld nicht abstreiten könnten. Warum China mit seinen Maßnahmen zur Eindämmung des Bevölkerungswachstums quasi „entschuldet“ wird, hätte dann doch einer tieferen ethischen Begründung bedurft.

Aber dies ist im Format eines Essays natürlich kaum möglich. So bleibt der Text ein interessantes Kompendium unterschiedlicher Verzichtsmuster. Was dieser Sammlung jedoch fehlt, ist die Auseinandersetzung mit einer grundsätzlichen Kritik des Verzichts, wie sie schon vor zweieinhalbtausend Jahren im 58. Kapitel des Jesajabuchs formuliert wurde: Fasten und Selbstbeschränkung ist zuallererst der Suche nach Gerechtigkeit unterzuordnen. Auch wenn, wie Höffe überzeugend darlegt, dem Verzicht anthropologischer Rang einzuräumen ist und er in seiner Bedeutung erheblich aufzuwerten ist, letztlich gewinnt er diese Bedeutung nur durch seinen Beitrag zu gerechten Verhältnissen für alle Lebewesen auf diesem Planeten.

Hanno Heil

Holger Zaborowski

Sinn-Fragen

Denkversuche in unsicheren Zeiten

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2024

173 Seiten

19,00 Euro

ISBN 978-3-7867-3360-7



„Denn wer hofft, stößt nie auf einen letzten, alles absichernden Grund, sondern bleibt immer im Wagnis des Ungewissen“ lautet einer der Schlusssätze des letzten von zwölf Kapiteln in Holger Zaborowskis „Sinn-Fragen“. Mit diesem Zugeständnis innerhalb eines engagierten Plädoyers für die Hoffnung bescheidet sich der Autor mit Fragen und Vorschlägen zu erfüllenden Lebensvollzügen und zentrierenden Perspektiven.

Der 1974 in Haldern geborene Professor für Philosophie an der Universität Erfurt, Heidegger-Experte und Vorsitzende des Kuratoriums der Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung nähert sich seinem Thema im Modus vorsichtiger Denkversuche. Den unsicheren Zeiten der Gegenwart begegnet der Philosoph nicht als hybrider Welterklärer oder medienwirksamer Prophet, vielmehr nimmt er den Leser in verständlicher Diktion mit auf den Weg eines tastenden Suchens und eines vom Wissen um die Begrenztheit des menschlichen Verstandes geprägten Nachsinnens. Es mag widersprüchlich erscheinen, dass sich diese methodische Demut an die größten Fragen geistiger Orientierung heranwagt, aber gerade so eröffnet sich eine solide und behutsame Möglichkeit, nicht zu verzagen vor den Kernthemen des in der utopistischen Moderne immer mehr resignierenden menschlichen Geistes.

Schon die Überschriften der Kapitel in biblischer Zahl klingen poetisch verheißungsvoll: Schöpfung – Gärten – Sehnsucht – Muße – Spielen – Wirklichkeit – Leiblichkeit – Nähe – Namen – Heiligkeit – Widerstand – Hoffen. Und dieser Klang verhält bei der Lektüre nicht, sondern erfüllt sich in symphonisch angelegten Motiven: Trotz Umweltzerstörung und Artenverlust, trotz Funktionalisierung des Menschen und dem ‚Tod Gottes‘, trotz sozialer Kälte und Vertrauensverlust in faktenbasierte Realitätsvermittlung, trotz Profanisierung aller Lebensbereiche einerseits und fundamentalistischem Terror andererseits, trotz aller nachvollziehbaren Gründe zur Resignation wagt es das Buch, das Staunen zu bewahren, Schönheit zu benennen, Zeit zur Muße zu schenken (denn dies ist die Lektüre!), Heiliges zu respektieren, einer Anpassung an den Zeitgeist zu widerstehen – und trotz allem zu hoffen und sich auf ‚Sinn‘ hin zu orientieren.

Dieser philosophiegeschichtlich nahezu unzeitgemäße Begriff scheint mit dem althochdeutschen „sinnan“ und indogermanischen „sent“ in etymologischer Verbindung zu stehen, was so viel bedeutet wie gehen, reisen, streben, trachten, und zeigt mithin eine gerichtete Bewegung an. Nach Niklas Luhmann schrumpft die Bedeutung von ‚Sinn‘ zu einer selektiven Beziehung von System und Welt, die in der Kommunikation stets aktualisiert werde. Vor diesem Hintergrund erscheint Zaborowskis Anerkennung einer allem Denken vorgängigen, sinngebenden „Herrlichkeit“ (89), die sich immer noch im Begriff Gottes manifestieren kann, auf den ersten Blick fast nostalgisch – zumal im Text keine Mühe auf Verteidigungsreden oder zwingende Argumentationsketten gegen die Entkoppelung des ‚Sinns‘ verwandt wird; diese Entwicklung wird schlicht (ohne detaillierte Referenzen) konstatiert.

Im reduzierten Anspruch essayistischer „Denkversuche“ entfalten sich jedoch gewinnende Angebote gedanklich tiefreichender (und implizit philosophiehistorisch gesättigter) Perspektiven, die in einer evidenten Mitte und Stille wurzeln: in der Anerkennung des Vorgängigen, des Gegebenen, das der Mensch nicht einzuholen vermag. Dieses Uneinholbare ist schwerlich zu leugnen, so sehr die menschliche Gattung auch darin fehlte, es als solches – etwa als Natur – zu respektieren; vielmehr suchte sie es auf seinen Nutzen zu reduzieren und sich selbst zu funktionalisieren. Die transzendente Obdachlosigkeit brachte eine „lebensweltliche Kellerlosigkeit“ mit sich, in der sich sinnerfüllter Vollzug des alltäglichen Lebens und seiner Rituale, etwa das gemeinsame Mahl, verlor (39).

Der Autor kehrt keineswegs zu scholastischen Deutungsgebäuden zur Stützung theologischer Axiome zurück, er erweitert vielmehr die von Emmanuel Levinas geforderte Anerkennung des Anderen um seine kosmischen und mystischen Dimensionen. Im alttestamentarischen Ruf Gottes aus dem vor Mose brennenden Dornbusch „Ich bin der, ich bin da“ (vgl. 125; Exodus 3,14), in dem sich nicht zuletzt die archaische Macht der Namensgebung für das Sein als solchem dokumentiert, springt der Funke des Geistes – fassbar allein in Sprache – über zwischen dem erkennenden Menschen und seiner ihn umgebenden Wirklichkeit. Erst im Sinnen des Menschen leuchtet ihr Wirken auf, in seinem immer schon auf Sinn bezogenen Sein, seiner Reise, einem Leben, das sich in seiner gerichteten, eben nicht bloß willkürlichen Bewegung erfüllt.

Hoffnung ist damit in der Logik Zaborowskis ebenso wenig ein Prinzip (im Sinne Ernst Blochs), wie ‚Sinn‘ ein Axiom sein kann; Hoffen und Sinnen beschreiben Weisen des schöpferischen, anerkennenden Bezugs zum Dasein, das an und für sich zu tiefster Bewunderung Anlass gibt, und dessen Uneinholbarkeit sich das Denken nicht zu schämen braucht: Jede Sprache enthält eine eigene Weltanschauung – so Zaborowski – und damit nicht nur eine Weise, in der Menschen die Welt anschauen, sondern auch eine Weise, in der die Welt den Menschen anschaut. Sie eröffnet als Raum von mannigfachen Bedeutungsbezügen einen „Ort der Hoffnung auf Sinn und Wahrheit“ (119f).

Rita Anna Tüpper

Ahmad Milad Karimi

Gott 2.0

Grundfragen einer KI der Religion

Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag, 2024

112 Seiten

7,00 €

ISBN 978-3-15-014591-3

Mit „Gott 2.0“, dem Haupttitel dieses Buches, bezeichnet der Autor in Anlehnung an den technizistischen Code für eine durchgreifende Höherstufe die von post- und transhumanistischen Zukunftsvisionen vorhergesagte Superintelligenz, zu der sich eine KI schließlich autonom weiterentwickeln könne. Sie habe in ihrer Unverfügbarkeit die Züge göttlicher Transzendenz und alle Wesensattribute Gottes: „Allwissen, Allmacht, Wille und Leben“. Zwei Entwicklungslinien, die im Text nicht klar auseinandergehalten werden, sind dabei zu unterscheiden: Eine KI, deren Eigenleben dem Menschen entgleitet, ihm in absoluter Perfektion gegenübersteht und ihn schließlich ersetzt. Und eine KI, mit deren Hilfe der Mensch sich selbst überwindet und zu quasi göttlicher Allmacht und Unsterblichkeit weiterentwickelt, zum „Homo Deus“.

Religiöse Züge einer Technoreligion, einer „Spiritualität 2.0“, nehme heute bereits das Verhältnis der Menschen zu den Systemen der Informationstechnik an. Das iPhone etwa besitze eine „numinose Qualität“. „Seine glatte, zarte Oberfläche, die makellos wie die Hülle eines sakralen Gegenstands wirkt, erweckt ein Gefühl des Heiligen.“ Ähnlich verhalte es sich mit der KI zusammen mit dem Internet, deren „unüberbietbare Rechenkapazität und unfehlbare Denkfähigkeit einer Superintelligenz als allmächtig interpretiert werden“. Man darf es für übertrieben halten, im iPhone etwas Sakrales zu erblicken und in KI etwas Allmächtiges. Selbst eine Superintelligenz, wie sie bereits Stanisław Lem in seinem futuristischen Roman „Golem XIV“ ausgemalt hat,



verfügt nicht über die Bedingungen ihrer eigenen Existenz, nämlich die Naturgesetze und das Sein überhaupt. Undurchschaubar Komplexes ist nicht transzendent. Auch ein Motor etwa ist für die meisten Menschen ein Buch mit sieben Siegeln, damit aber doch nicht unverfügbar und keineswegs transzendent. Vollkommen wird eine solche „Superintelligenz“ auch schon darum nicht, weil sie kein Bewusstsein entwickeln kann, denn das entsteht nicht durch Emergenz aus einem materiellen System, sobald dies eine bestimmte Komplexitätsstufe erreicht hat. Bewusstsein gehört einer anderen Seinsstufe an, wie selbst agnostische Autoren wie Thomas Nagel und David J. Chalmers konstatieren mussten. Es ist physikalischer Beschreibung und Manipulation unzugänglich. Der Selbstüberstieg des Menschen durch KI schließlich scheitert daran, dass die Digitalisierung des als materielle Spuren im Gehirn aufgefassten menschlichen Ich durch „Mind Uploading“ nicht möglich ist, weil Leib und Seele sich nicht auftrennen lassen. Das wahre Numinose, vor dessen Heiligkeit wir nach dem Religionswissenschaftler Rudolf Otto erschauern, ist vielmehr ein uns unendlich Übersteigendes, das die Bedingungen seiner Existenz aus sich selbst hat.

Wie auch immer die Fantasien von einer Superintelligenz und einem „Homo Deus“ zu beurteilen sind, die Kontrastierung des Vollkommenheitswahns einer Technospiritualität mit den abrahamitisch-monotheistischen Religionen führt den Autor zu einer sehr wichtigen Erkenntnis, die er „Theologie der Imperfektibilität“ nennt. „Liebe deine Fehlbarkeit wie dich selbst“ ist ihr entscheidendes Gebot, denn in der Möglichkeit zu scheitern zeigt sich die eigentliche hohe Würde des Menschen, seine Freiheit vor dem moralischen Gesetz und das Beglückende einer Welt mit ihren Überraschungen und Herausforderungen. Ein außerordentlich plastisches Bild von der perfekten, aber unendlich sinnlosen digitalen Zukunftswelt, in der alle Hindernisse sich von selbst auflösen, weil die Dinge unfehlbar nach einem Algorithmus ablaufen, der keinerlei Unvorhergesehenes und kein Leid zulässt, gelingt dem Autor mit der Allegorie des Paradieses: „Hier ist kein Spiel von Du und Du zu entdecken, sondern eine sterile Unberührtheit, eine programmierte Harmonie ohne Tiefe, ein Frieden ohne Seele, ein Gleichklang ohne Brüche und vor allem: eine Nähe ohne Distanz. Alles ist da, alles ist verfügbar – wie in einer seltsamen Art von Schlaraffenland –, aber nichts ist empfunden, nichts wird erkannt.“ Darum auch konnte Albert Camus in Sisyphos, der „die Steine wälzt“, also den Lebenskampf aufnimmt, einen glücklichen Menschen sehen, denn: „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen.“

Damit ist die vom Autor verteidigte „Theologie der Imperfektibilität“ zugleich eine Anleitung zum Glück und tatsächlich auch eine Theodizee, die den Sinn von Mühsal, Plage und Leid rechtfertigt, weil sich der Mensch nur so als freies Wesen entfalten und an den Herausforderungen und am Widerständigen der Welt bewähren kann. Gegen die Vorstellungen eines berührungsfreien, risikolosen und möglichst endlosen digitalen „Glücks“ wendet der Autor treffend ein: „Das Leben soll nicht nach Möglichkeit immer mehr verlängert, sondern verdichtet, auf Sinnerfüllung hin entworfen werden.“

Der anregende Text führt zu den zentralen Fragen unserer Lebensgestaltung und den religiösen Auffassungen vor dem Hintergrund der KI. Es ist lohnend, ihn zur Hand zu nehmen.

Hartmut Sommer

Heinrich Schmidinger
Toleranz – auch eine Geschichte Europas

Basel: Schwabe Verlag, 2024
298 Seiten
32,00 €
ISBN 978-3-7965-4441-5

Heinrich Schmidinger, der soeben ein magistrales Werk unter dem Titel: „Toleranz – auch eine Geschichte Europas“ vorlegt, hätte diese gründliche Rekonstruktion des Toleranzgedankens aus Gründen der Aktualität unternehmen können, denn Toleranz ist in der derzeitigen kriegs- und krisengeschüttelten Epoche leider ein „knappes Gut“ geworden, also hochaktuell und nach dem bekannten ökonomischen Grundsatz kostbar und von hohem Wert – knapp, aber auch sehr geläufig. Das hat etwas von einem Paradox. Im richtigen Leben ist die Toleranz auf dem Rückzug, doch gleichwohl blühen die Diskurse und der Begriff ist in aller Munde. Das nutzt ihn ab, hilft aber dem, was er meint, nur wenig. Schmidinger kann also nicht, wie ein Journalist, der Aufmerksamkeit erregen will, damit rechnen, dass das Publikum auf seine Arbeit gewartet hat.

Für die Bedeutung des Themas kann er allerdings andere Kriterien anführen. So legt er gleich zu Anfang überzeugend dar, wie wichtig und aktuell der von Europa geprägte Toleranzdiskurs für den globalen Frieden ist, und Frieden ist nach Dolf Sternberger Ziel und Zweck aller Politik. Darauf ist Schmidingers Kompass ausgerichtet. Insofern gewinnt sein Werk den Charakter einer ideenpolitischen Intervention, hat aber in seiner Gründlichkeit und dem Detailreichtum seiner historischen Beispiele durchaus die Qualität eines Referenzwerkes von Bestand. Schon Arnold Angenendt, der 2021 verstorbene Kirchenhistoriker, hatte mit „Toleranz und Gewalt“ (2007) und „Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Toleranz in der Geschichte des Christentums“ (2018) das Thema beleuchtet und dabei reiches Quellenmaterial beigebracht. Schmidinger verfolgt einen breiteren Ansatz, der politische, kultur- und ideengeschichtliche Aspekte auch außerhalb der Religion mit einbezieht. Philosophen, wie dieser Autor einer



ist, mögen manchmal der Versuchung nachgeben, die von der Schönheit einer systematisch-mathematischen Konsistenz ausgeht. Dieser Versuchung widersteht er ausdrücklich, indem er seinem Werk den Status einer „wissenschaftlichen Erzählung“ gibt, denn Geschichte, auch die Geschichte einer Idee, wird erzählt und nicht konstruiert. Das Kunststück besteht dann darin, trotz dieses bescheiden anmutenden Theorieanspruchs dem Leser am Ende eine durchaus umrissene Vorstellung von Toleranz zu vermitteln.

Wer wie Schmidinger behauptet, „dass die heute verbreitet herrschenden Toleranz-Diskurse das Ergebnis einer bemerkenswerten Sonderentwicklung sind, die sich (...) in Europa wie nirgendwo sonst ergeben haben“, muss aufpassen, dass er nicht in die Falle des Selbstwiderspruchs tappt. Wer Europa in der globalen Begegnung der Kulturen dieses Patent ausstellt, der könnte am Ende auf der Metaebene als intoleranter Eurozentrist dastehen. Der Autor

begegnet diesem möglichen Vorwurf zunächst dadurch, dass er in anderen Kulturen, etwa im alten Ägypten und in Asien, Beispiele praktizierter Toleranz aufzeigt, in der Hauptsache aber dadurch, dass er in guter Ausführlichkeit die Wurzeln freigelegt, aus denen der europäische Toleranzgedanke sich nährt. Schmidinger kann seine Toleranzgeschichte nicht erzählen, ohne sich nicht selbst „zur Toleranz angehalten zu fühlen“. Toleranz als ethische Norm hat eine Geschichte in Europa, die nach Überzeugung des Autors nicht oft genug erzählt werden kann.

Bevor er, beginnend mit der Antike, die Entwicklung in ihren wichtigsten Stationen durchläuft, kommt er auf die Entstehung der monotheistischen Religionen und ihr Menschenbild zu sprechen, denn auf diesem Terrain findet sich der Hauptkampfplatz zwischen Toleranz und Intoleranz. Auf dem Höhepunkt seiner Erzählung lokalisiert er im Zeitalter der Aufklärung und der Wissenschaft schließlich die mentalitätsprägende Kraft, die dazu verhilft, dass Toleranz habituell wird und sich apolitisch durchsetzen kann.

Für diese und die folgenden Epochen ist Boccacios bzw. Lessings berühmte Erzählung von den drei Ringen der emblematische Text geworden. Die Ringparabel bietet den theatralischen Rahmen für das Singular-Plural-Problem, auf das die Forderung nach Toleranz reagiert. Weil durch die Mehrzahl äußerlich gleicher Ringe der rechte „nicht erweislich“ war, musste der steile exklusive Wahrheitsanspruch, für den der eine und einzige Ring am Anfang stand, fallengelassen werden. Aus der Mehrzahl der Wahrheitsansprüche ergibt sich für Lessing die Äquidistanz als Konsequenz.

Die globale Moderne hat ein fundamentales Singular-Plural-Problem. Keine Gesellschaft kann sich mehr als die einzige wahrnehmen. Im globalen Pluralismus steht daher jeder exklusive Singular unter Generalverdacht. Seit Jan Assmann dem Monotheismus mit seinem Buch „Moses der Ägypter“ (1998) eine intolerante Gewaltaffinität unterstellt hat, ist neue Bewegung in die Debatte um das Singular-Plural-Problem gekommen. Assmann hatte zunächst den exklusiven Wahrheitsanspruch, der sich aus

der Kritik Israels an den selbstgemachten Göttern des Polytheismus ergab, als den Quellpunkt religiös motivierter Gewalt identifiziert. Diese These konnte er mit eindrucksvollen Beispielen aus dem Alten Testament illustrieren. Sie fand zwar vielfach Widerspruch und wurde schließlich von ihm selber abgeschwächt. In Schmidingers Erzählung nehmen die Beispiele religiös motivierter Gewalt den ihnen gebührenden Raum ein. Seine Religions- und Toleranzgeschichte spiegelt sich immer wieder in Episoden ideenpolitischer und praktischer Intoleranz.

Für die katholische Kirche war es schließlich ein weiter Weg, der vom Antimodernismus Pius X. bis zu den Dokumenten *Nostra aetate* und *Dignitatis humanae* führte, in denen das Zweite Vatikanische Konzil die Religionsfreiheit und den Wert der anderen Religionen anerkannte. Schmidinger skizziert mit weitgehender Zustimmung Hans Küngs Projekt *Weltethos* und die pluralistische Religionstheologie Perry Schmidt-Leukels, die seinem Konzept von Toleranz, das von der Duldung zur Anerkennung fortschreitet, nahekommen.

Man kann fragen, ob der atavistische binäre Gegensatz „Wir und die anderen“ sich immer an religiösen Fragen anscharft, wenn es in konfligierenden Gesellschaften darum geht, dass das Wir sich notfalls mit Krieg und Gewalt als besser und stärker erweisen soll als die anderen. Auch kann man bezweifeln, dass sich Religion auf doktrinale Themen eingrenzen lässt. Dies gilt erst recht für die Zuspitzung auf die Wahrheitsfrage. Die berühmte Frage des Pilatus „Was ist Wahrheit?“ muss durchaus ernst genommen werden. Aber ist es wirklich die Frage nach der Wahrheit, an der entlang eine Kultur oder eine Religion ihre Identität ausbildet? Sie ganz zu verabschieden, hieße allerdings, die Eulenfisch-Frage nach dem Verhältnis von Vernunft und Religion einfach fallen zu lassen. Wer sich allzu schnell auf eine Metaebene begibt und für sich die Position eines Beobachters vom Spielfeldrand fingiert, macht es sich leicht, wenn er die Äquidistanz zur Norm erhebt.

Josef Kraus
Im Rausch der Dekadenz
Der Westen am Scheideweg

München: Langen Müller Verlag, 2024
336 Seiten
24,00
ISBN 978-3-7844-3724-8

Am Ende seines eindrucksvollen und informativen Werkes bietet Heinrich Schmidinger ein Tableau, auf dem er seiner Leserschaft die wichtigsten Ansätze, die Philosophie und Theologie im 20. Jahrhundert angesichts des Singular-Plural-Problems entwickelt haben, pointiert vorstellt. In der globalen Moderne hat sich der Pluralismus verschärft. Durch ein ethikfreies Internet vermischt sich ein vielstimmiges anything goes zu einem wenig melodiosen Grundrauschen.

Für das Christentum wurde es Zeit, sich deutlich von dem Anspruch auf Wahrheitsbesitz zu verabschieden, der sich in der Vergangenheit so unselbig ausgewirkt hatte. Aber auch für Hans Küng ist man nicht entpflichtet, im Dialog nach der Wahrheit zu suchen. Nikolaus von Kues hat den dynamisierenden Begriff der verisimilitude geprägt. Nach der Wahrheit zu streben ist der Motor einer Vernunft, die ihre Grenzen kennt. Sie folgt einem Stern, von dem sie weiß, dass sie ihn nicht betreten kann. Seit seinem Ursprung im babylonischen Exil Israels blickt der biblische Monotheismus auf ein großes Gegenüber, das von einer singulären Simultaneität von Präsenz und Vorenthaltung gekennzeichnet ist. Die Besinnung auf diese Vorenthaltung ist im Plural der Moderne so aktuell wie nie zuvor. JHWH, der „Ich bin da“, ist das große Gegenüber der Welt, die er geschaffen hat. Als empirische Größe ist er in ihr nicht zu besichtigen. Seine Wirklichkeit entsteht ausschließlich dadurch, dass er wirkt.

Eckhard Nordhofen

Bestseller-Autor Josef Kraus, Gymnasiallehrer, Psychologe, Träger des Bundesverdienstkreuzes und Ehrenpräsident des Deutschen Lehrerverbandes, ist einer größeren Öffentlichkeit als Schöpfer des Begriffs „Helikopter-Eltern“ bekannt geworden. Äußerte er sich in den ersten Jahren nach seiner Pensionierung als Oberstudiendirektor eines bayerischen Gymnasiums vornehmlich zu Bildungsfragen, so hat er sich mittlerweile ein Expertenwissen erworben, das ihn dazu befähigt, auch zu gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, verteidigungs- und allgemeinpolitischen Fragen dezidiert und kompetent Stellung zu nehmen. In seinem jüngsten Werk schlägt sich seine Belesenheit und Kenntnis der westlichen (Geistes-)geschichte in über 300 Fußnoten nieder, die sich auf Denker wie zum Beispiel Oswald Spengler, Arnold Gehlen, Hermann Lübbe, Robert Spaemann, Heinrich August Winkler, Samuel Huntington, Udo di Fabio und Matthias Brodkorb beziehen, ohne dabei deren Antipoden zu vernachlässigen. Letzteres gilt etwa für den neben Max Horkheimer wichtigsten Protagonisten der Frankfurter Schule: „Kein Geringerer als Theodor Adorno meinte 1949: Der Gang der Weltgeschichte gebe Spengler in einem Maße recht, das erstaunen müsse. [...] Adorno sorgte sich jedenfalls auch um den ‚Verfall von Bildung, Sitten, des Individualismus, der Familie, der Philosophie‘, vor allem den Verfall der Kultur zur Kulturindustrie und zur ‚kalkulierten Idiotie‘.“



Eine weitere Möglichkeit, das Buch „Im Rausch der Dekadenz“ mit einem prominenten Autoren zu verknüpfen, besteht in einem Vergleich mit dem an diesem Ort vor zwei Jahren vom Rezensenten besprochenen Werk Tom Hollands „Herrschaft. Die Entstehung des Westens“. Dessen „Zielsetzung“ besteht darin, „herauszufinden, wie es dazu kam, dass wir im Westen wurden, was wir sind“. Kraus' Intention wäre dagegen diejenige, herauszufinden, was passieren könnte, dass wir im Westen nicht mehr das sind, was wir einmal gewesen sind. Ist es Zufall, dass das letzte Kapitel in Hollands opus magnum die Überschrift „Woke“ trägt? Während Holland diesen Begriff positiv interpretiert, sieht Kraus in dem von diesem bezeichneten Sachverhalt eher eine Dekadenzerscheinung, kristallisieren sich in ihm doch Entwicklungen wie „Nachlassen der Verteidigungsbereitschaft, Selbstzweifel bis hin zu Schuldneurosen, Deindustrialisierung, nihilistische ‚Moral‘, Toleranzdelirium“ u.v.a.m. heraus.

Kraus gibt seinen Überlegungen eine klare Gliederung. Im ersten Teil, den „Historische[n] Verortungen“, betreibt er selbstkritisch und abwägend eine „Dekadenz-Diagnostik“ und bettet das Thema in einen größeren geschichtsphilosophischen Kontext ein. Im zweiten Teil erörtert er u.a. Bedrohungen der Demokratie, den „EU- und Weltstaat-Hype“, „Unbildung und Halb-Bildung“ an Schulen und Universitäten und die selbstgewählte Rolle der „Kirchen als NGO-Ersatzreligionen“. In einem dritten Teil werden Ideologien wie der „Machbarkeitswahn“, „naive[r] Pazifismus“ und „Wokismus“ beschrieben und kritisiert. Ein Blick in andere westliche Länder (USA, Großbritannien, Frankreich) liefert konkretes Anschauungsmaterial über Deutschland hinaus. Im Plädoyer des letzten Teils und im Nachwort betont Kraus, dass der Niedergang des Westens kein unausweichliches Schicksal darstellt, dass eine Leitkultur der „Bürgerlichkeit“ ebenso wie die Prinzipien der Aufklärung, des radikalen Skeptizismus, der Selbstkritik und Selbstreflexion Instrumente der „Resilienz“ gegenüber „toxischen Bedrohungen, die von außen und aus dem Inneren kommen“, bieten.

Josef Kraus argumentiert pointiert und scharf, die ihm eigene Polemik kennzeichnet auch dieses Buch. Für den Fall, dass es ins Englische übersetzt und in Lehrveranstaltungen amerikanischer Universitäten gelesen wird, muss man es wohl mit einer Trigger-Warnung versehen.

Jochen Ring

Birgit Kelle
Ich kauf mir ein Kind
Das unwürdige Geschäft mit der Leihmutterschaft

München: FinanzBuch Verlag, 2024
251 Seiten
18,00
ISBN 978-3-95972-770-9

In der Debatte, ob in Deutschland das Verbot der Leihmutterschaft aufgeweicht oder ganz aufgehoben werden sollte, vertritt die Publizistin Birgit Kelle in ihrem Buch eine klar ablehnende Position. Dies verdeutlicht schon der Titel ihres Buches „Ich kauf mir ein Kind. Das unwürdige Geschäft mit der Leihmutterschaft“ sowie das Bild des Covers: ein an einem Babyfuß hängendes Preisschild. Das mit Leidenschaft, ja mit heiligem Zorn geschriebene Werk geht das Thema Leih- bzw. Mietmutterschaft nicht streng systematisch, dafür mit zahlreichen pointierten Formulierungen an, die den Leser emotional packen, aber keineswegs manipulieren.

Die Autorin argumentiert nicht theologisch, ihr Wertefundament lässt sich jedoch nahtlos mit einer katholischen Ethik in Einklang bringen. Inmitten einer in ihren sittlichen Grundfesten erodierenden Gesellschaft versteht sie sich als Anwältin der in ihrer Identität und Menschenwürde betroffenen Kinder, ihrer eventuell vorhandenen Geschwister, insbesondere aber der auf ihre Gebärfunktion reduzierten und instrumentalisierten Leihmütter (im Ausland), die, oft genug arm, ungebildet und weitgehend rechtlos, dem Wirken von Bestellern, Juristen, Ärzten und Vermittlungsagenturen ausgeliefert sind: „Wir konditionieren gerade weltweit Mütter, ihren natürlichen Mutterinstinkt zu ignorieren und sich gegen ihr Kind zu entscheiden, es im Stich zu lassen. [...] Mietmutterschaft mag ein paar Erwachsene glücklich machen, der gesamtgesellschaftliche Schaden ist auf einer weit höheren Ebene kaum bezifferbar, die Quittung werden wir mit traumatisierten, entwurzelt, verunsicherten, beziehungsstörungen Kindern bekommen. Und ich rede nicht nur von den verkauften Kindern selbst, sondern auch von jenen, die das oft kommentarlos beobachtet haben in der eigenen



Familie, im Bekanntenkreis und in den Medien, wie ihre Geschwister oder andere Kinder von ihren Müttern hergegeben wurden. Die Behauptung, dass es den Mietmüttern nichts ausmache, ein Kind neun Monate unter ihrem Herzen zu tragen, um es dann, ohne mit der Wimper zu zucken, einfach wegzugeben, ist möglicherweise die übelste Form von Frauenverachtung. Unterstellt es doch Müttern, sie seien herzlose, gefühllose Wesen ohne innere Bindung zu sich, zu ihrem Körper und vor allem nicht zu dem Leben, das in ihrem Körper wächst.“

Die euphemistisch als „altruistisch“ bezeichnete Variante der Leihmutterschaft entlarvt die Feministin als „Gender-Pay-Gap von apokalyptischem Ausmaß“: „Dann nämlich darf die anständige Frau für ihre Reproduktionsarbeit also gar kein Honorar wollen, sie soll entsprechend frei nach Marx ihrer eigenen Ausbeutung als Arbeiterin zustimmen, um ihr Handeln nicht moralisch selbst zu diskreditieren. Es ist möglicherweise die perfideste Variante der Ausbeutung, wenn der Besteller moralisch aufgewertet wird, wenn er nicht zahlt, und die Arbeiterin verurteilt wird, wenn sie Lohn fordert, während abseits davon selbstverständlich die Agentur, das Labor, die Klinik und der Reproduktionsarzt weiterhin ihren Lohn erhalten [...]“

Birgit Kelle hat ein informatives, mit über 200 Fußnoten versehenes, gut recherchiertes Buch aus feministischer und antikolonialistischer Perspektive geschrieben. Der Rezensent hat es gewinnbringend für eine Religionslehrerfortbildung „Ethik“ verwenden können.

Jochen Ring

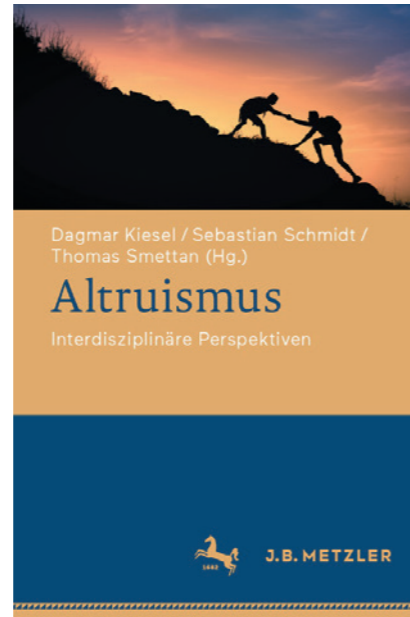
Dagmar Kiesel / Sebastian Schmidt / Thomas Smettan
Altruismus
Interdisziplinäre Perspektiven

Berlin / Heidelberg: J.B. Metzler Verlag, 2024
XVI und 295 Seiten m. s-w Abb.
74,99 €
ISBN: 978-3-662-69383-4

Nationaler Egoismus wird von Regierungen und Parteien zum politischen Allheilmittel erklärt. „Mach Dein Ding!“ lautet die unverhohlenen egoistische Botschaft eines Werbeplakats und für ca. 100 Euro verkauft Chanel den 100 ml Flacon seines Eau de Toilette „Egoiste“. Sind die jahrhundertealte moralisch positive Beurteilung des Altruismus und die Schmähung des Egoismus ins Wanken gekommen?

Ein Sammelband unter dem Titel „Altruismus“ ist geradezu gefordert angesichts der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Das hier zu Rede stehende Werk geht auf einen in der Corona-Zeit abgehaltenen interdisziplinären digitalen Workshop zurück. Dagmar Kiesel, Sebastian Schmidt und Thomas Smettan haben die Beiträge zusammengefasst und noch drei weitere Autoren in das Projekt aufgenommen. Die intensiven Diskussionen und Wechselbezüge zwischen den Autoren werden durch Querverweise lebendig dokumentiert.

Der einführende prägnante Überblick ermöglicht eine gute Orientierung. Hilfreich für den Einstieg ist auch der einleitende Beitrag von Christoph Lumer, der sich mit Definitionen von Altruismus und Egoismus beschäftigt, Abgrenzungen zwischen eigennützigem und egoistischem Verhalten beschreibt und kurz den psychologischen und den rationalen Altruismus erläutert. Die weiteren Beiträge werden unter den Überschriften „Philosophiegeschichtliche Perspektiven“, „Systematische Fragen und Probleme“ und „Altruismus in außerphilosophischen Disziplinen“ gegliedert.



Die Artikel sind durchweg in wissenschaftlicher, anspruchsvoller Sprache geschrieben. Gleichwohl lohnt sich die gedankliche Anstrengung, um der Frage nachzugehen, von welchem Altruismus die Rede sein soll und ob unsere intuitiven Antworten darauf, was richtiger Altruismus sein soll, einer tieferen moralischen Reflexion standhalten.

Dass es dabei nicht um „graue Theorie“ geht, zeigt z.B. Thomas Smettan in seinem Beitrag „Wie weit soll Altruismus gehen?“ anhand der Frage, ob es moralischer ist, eine fair gehandelte Jeans für 100 € zu kaufen oder eine nicht fair gehandelte Jeans für 40 € und die verbleibende Differenz von 60 € an eine Organisation zu spenden, die damit zwei Menschen in Ländern des Südens eine Graue-Star-Operation bezahlen kann. Die Behandlung dieser für Freunde des fairen Handels herausfordernden Frage rührt zugleich an die Frage, wie viel Geld Menschen in den „reichen Ländern“ an effektive Hilfsorganisationen in armen Ländern spenden sollten. Die Frage, inwieweit altruistisches Verhalten nicht doch ein verkapptes egoistisches Verhalten ist und insofern keine moralische Überlegenheit gegenüber dem Egoismus besitzt, wird in einem Beitrag von C. Seidel ausführlich durchbuchstabiert.

Ob angesichts der drängenden Krisen und Notlagen dieser Welt eine Beschäftigung mit Philosophie oder vergleichbar „brotlosen“ künstlerischen oder musischen Themen gerechtfertigt werden kann, geht Sebastian Schmidt unter der Überschrift „Ist es erlaubt zu philosophieren?“ nach. Und er liefert eine sehr reflektierte, offene Antwort.

Selbstverständlich finden auch die Fragen, ob Altruismus in der menschlichen Natur veranlagt sei (Kristina Musholt) und ob evolutionsbiologisch moralische Instinkte in der Natur eine Chance haben (Christian Spahn), eine jeweils ausführliche Erörterung. Der Beitrag von Spahn zeigt, dass sich entgegen langjähriger Fehlinterpretationen Darwinismus und Altruismus durchaus versöhnen lassen. Dem Versuch, egoistisches Verhalten evolutionsbiologisch zu begründen, wird hier das Fundament entzogen.

Für den Religionsunterricht von besonderem Interesse sind der Beitrag von Cordula Heufts zu „Altruismus in den abrahamitischen Religionen“ und der Aufsatz von Matthieu Ricard zum „Altruismus im Buddhismus und seine Bedeutung für die moderne Welt“. Mit dem Schlusssatz seines Aufsatzes soll zur Lektüre dieses sorgfältig erarbeiteten und auf hohem Niveau argumentierenden Bandes angeregt werden: „Altruismus und Kooperation sind entscheidende Faktoren für die Qualität unserer gegenwärtigen und zukünftigen Existenz und sollten nicht in die Gefilde des noblen utopischen Denkens verbannt werden. Wir brauchen den Scharfsinn, dies anzuerkennen, und den Mut, es auszusprechen.“

Hanno Heil

Marcus Willaschek

Kant
Die Revolution des Denkens

München: C.H. Beck Verlag, 2023

430 Seiten m. s/w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-406-80743-5

Marcus Willaschek, Professor für Philosophie an der Frankfurter Goethe-Universität, ist ein renommierter und international anerkannter Experte für Immanuel Kant. Mit seinem Buch „Kant. Die Revolution des Denkens“ stellt er sich der Herausforderung, die zentralen Themen und Grundideen von Kant einem breiteren Publikum auf eine verständliche Weise zugänglich zu machen, ohne die Komplexität und das argumentative Niveau seiner Philosophie zu unterlaufen. Diesen stilistischen Spagat zu meistern, gelingt Willaschek auf eine beeindruckende Weise. Die verdiente Anerkennung für diese Leistung zeigt sich in der Nominierung dieses Werkes für den Deutschen Sachbuchpreis 2024.

Auf knapp 400 Seiten bietet dieses Buch einen sehr guten Überblick und eine pointierte Einführung in die wesentlichen Aspekte von Kants theoretischer und praktische Philosophie. Der Text ist in dreißig kurze, im Schnitt 12 bis 15 Druckseiten umfassende Kapitel gegliedert, die thematisch klar begrenzt sind. Dieser Aufbau ermöglicht eine Lektüre, die es erlaubt, sich gezielt und geleitet von den eigenen Interessen mit bestimmten Themen der Philosophie Kants auseinanderzusetzen, ohne der vorgegebenen Anordnung der einzelnen Abschnitte Schritt für Schritt folgen zu müssen. Die einzelnen Kapitel sind bestimmt durch eine ausgewogene und anregende Mischung aus Informationen zum historischen und biographischen Hintergrund, systematischen Erörterungen kantischer Leitbegriffe und exemplarischen Interpretationen jener Schriften Kants, die für diese Begriffe relevant sind.



Bei aller Offenheit der Anordnung ist ein Leitfaden unverkennbar. So werden die Kapitel noch einmal in fünf Teile systematisch gegliedert. Inhaltlich wird dieser Leitfaden bestimmt durch den im Untertitel hervorgehobenen Begriff der Revolution. Im Einleitungskapitel erläutert Willaschek den ursprünglich astronomischen Sinn und Ort des europäischen Revolutionsbegriffs. In seiner in der Tat revolutionären Schrift „De revolutionibus orbium coelestium“ („Über die Umwälzungen der Himmelsphären“) von 1543 hat Nikolaus Kopernikus eine radikale Umkehrung unseres Weltbildes eingeleitet. Mit seiner Schrift „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ von 1755 hat Kant selbst einen eigenständigen Beitrag zu dieser astronomischen Diskussion über die Wende zum heliozentrischen Weltbild geleistet.

Berühmt geworden ist jedoch Kants Übertragung des Motivs der kopernikanischen Wende auf die Erkenntnistheorie, in deren Folge sich menschliches Wissen nicht mehr nach den Dingen, sondern die Dinge nach den Formen menschlichen Erkennens richten. Die Objektivität des Wissens wird so abhängig von den Formen des Wahrnehmens und Begreifens menschlicher Subjektivität. Diese Verschiebung hin zur aktiven und konstitutiven Rolle des menschlichen Subjekts besitzt tiefgreifende Folgen für die praktische Philosophie Kants. Dies zeigt sich schon daran, dass die erkenntnistheoretisch verstandene kopernikanische Wende eingebettet ist in zwei weitere, für Kants Leben bedeutsame Revolutionen. Willaschek macht darauf aufmerksam, dass die durch die erkenntnistheoretische Wende markierte philosophische „Revolution der Denkungsart“ die Folge einer persönlichen „Revolution der Gesinnung“ darstellt. Damit ist ein fundamentaler Wandel der Einstellung gemeint, der aus dem Naturwissenschaftler und Metaphysiker Kant einen Denker macht, der zunehmend an ethischen und politischen Fragen interessiert ist. Die theoretische Wende im „Verhältnis von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt“ (20) ist bereits Ausdruck des vorangegangenen persönlichen Wandels zu einer Gesinnung, die nun das menschliche Subjekt ins Zentrum setzt, sowohl in den Vollzügen seines Erkennens wie des Handelns. Die wachsende zentrale Bedeutung des menschlichen Subjekts artikuliert sich dann in der dritten, explizit politischen Umwälzung des Denkens von Kant, die sich in seiner Begeisterung für die Französische Revolution und die Erklärung der Menschenrechte zeigt.

In einem archäologischen Verfahren werden diese drei Revolutionen in umgekehrter Reihenfolge als Bedeutungsschichten der Philosophie Kants abgetragen. Der erste Teil: „Politik und Geschichte innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (35-82) umfasst vier Kapitel zur politischen Philosophie Kants. Die bleibende und aktuelle Relevanz des politischen Denkens von Kant verdeutlicht Willaschek auf geschichtliche Weise, denn er beginnt die Darlegung der Philosophie Kants mit dessen Beiträgen zum Thema Krieg und Frieden. Die politische Philosophie Kants zehrt von moralischen Grundüberzeugungen über Würde und Freiheit des menschlichen Subjekts. Diese sind Gegenstand des zweiten Teils des Buches („Die Moral der Vernunft“, 87-144). In diesem Abschnitt werden wichtige moralphilosophische Schriften Kants wie die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ diskutiert und in den zeitgenössischen und philosophiegeschichtlichen Kontext eingeordnet; begriffliche Kernelemente der praktischen Philosophie Kants wie der kategorische Imperativ oder das Prinzip der Autonomie werden gut verständlich und klar rekonstruiert.

Die Frage nach der Einheit von Kants politischer Philosophie und individueller Ethik behandelt der dritte Teil des Buches („Vernunftwesen in Gesellschaft“, 147-206). Hier werden jene Schriften und Diskussionskontexte analysiert, in denen Kant die soziale und intersubjektive Verfasstheit des Menschen thematisiert. Fragen nach der Gerechtigkeit von Eigentumsverhältnissen werden hier ebenso behandelt wie die Begründung einer kosmopolitischen Rechts- und Friedensordnung. Es ist daher nicht übertrieben, „Kant als Theoretiker der Globalisierung“ (173) zu interpretieren.

Wie aber steht es um die Möglichkeit und Erwartbarkeit einer nach moralischen Prinzipien eingerichteten Gesellschaft, die bildhaft als „Reich Gottes auf Erden“ (197) bezeichnet werden kann? Die Frage nach der gesellschaftlichen Verwirklichung der Moral setzt die philosophische Frage nach der vernünftigen Funktion der Religion auf die Agenda. Da Kant die vernünftige Rolle der Religion in ihrem Beitrag zur geschichtlichen Verwirklichung des moralisch Guten sieht, kann sie diese Aufgabe aber nur erfüllen, wenn sie die Prinzipien der autonomen Moral nicht verletzt; religiöse Praxis erscheint philosophisch nur gerechtfertigt in den Grenzen eines moralisch fundierten Vernunftglaubens.

Der vierte Teil des Buches verlagert die Aufmerksamkeit von der Gesellschaft zur Natur als Kontext der Einbettung menschlicher Vernunftwesen („Der Mensch als Teil der Natur“, 209-267). Neben den bereits erwähnten astronomischen und anderen naturwissenschaftlichen Interessen Kants rücken allgemeine naturphilosophische Fragen in den Vordergrund, die im Licht gegenwärtiger Debatten nichts von ihrer Brisanz verloren haben. So ist Kants Beitrag zur Frage nach dem Unterschied zwischen Mensch und Tier, vor allem aber seine Überlegungen zur Unterscheidung von Lebewesen und Maschinen, von Belang. Die Einstellung zur Natur baut auch die Brücke zu Kants „Theorie ästhetischer Erfahrung“ (233), die im 18. Kapitel behandelt wird. Denn angesichts der Erfahrung des Naturschönen stellt sich Kant zufolge jenes Gefühl der Erhabenheit ein, das für seine Ästhetik von zentraler Bedeutung ist.

Der fünfte Teil (271-372) führt die vorangegangenen inhaltlichen Debatten zurück auf ihren begrifflichen Kern, die kritische Bestimmung von Reichweite und Umfang menschlichen Wissens. Unter dem Titel „Metaphysische Erkenntnis und ihre Grenzen“ werden die Kritiken Kants, vor allem die „Kritik der reinen Vernunft“ und die „Kritik der praktischen Vernunft“, erörtert. Hier zeigt sich noch einmal die Einheit von Erkennen und Handeln in Kants Philosophie. Denn zwischen der kritischen Reflexion der Grenzen der theoretischen wie der praktischen Vernunft besteht ein interner Zusammenhang. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass Metaphysik inhaltlich nicht nur auf kosmologische Fragestellungen bezogen wird, sondern auch auf unser praktisches Selbstverhältnis, etwa in Gestalt der Frage nach der Denkbarkeit von Willensfreiheit in einer kausal determinierten physikalischen Natur. Das Verhältnis einer solchen umfassenden philosophischen Interpretation des Menschen zur religiösen Weltdeutung wird in diesem Kontext ausdrücklich thematisiert unter der zugespitzten Fragestellung: „War Kant ein Atheist?“ (359-370).

Ein kurzer Schlussteil („Das Ende“, 373-392) betrachtet nicht nur das Werk des späten Kant, sondern auch die posthume Fortwirkung und Rezeption seiner Philosophie, etwa in Gestalt des Neukantianismus; ebenfalls diskutiert werden Themen und Schwerpunkte der heutigen Kant-Forschung. Die das Buch abschließende Frage: „Warum noch Kant lesen?“ (385) beantwortet es selbst auf beeindruckende Weise. Dieses Buch bietet eine spannende und lohnende Lektüre in sich selbst und es weckt die große Neugier, die Texte von Kant selbst (wieder) zu lesen. Willaschek präsentiert Kant als revolutionären Denker und als Denker der Revolution, der die seit dem 18. Jahrhundert sich vollziehenden tiefgreifenden Umwandlungen in Wissenschaft, Politik und Religion auf den philosophischen Begriff gebracht hat. Die Studie von Marcus Willaschek ragt unter den zahlreichen Veröffentlichungen zum Kant-Jubiläum im Jahre 2024 heraus. Sie zeichnet sich aus durch große Klarheit und gute Lesbarkeit. Dieses Buch kann daher sowohl Kant-Expertinnen und -Experten wie allen, die sich allgemein über Kant und zentrale Themen seiner Philosophie informieren wollen, ausdrücklich empfohlen werden.

Thomas Schmidt

Omri Boehm / Daniel Kehlmann
Der bestirnte Himmel über mir
Ein Gespräch über Kant

Übersetzung dem Englischen von Michael Adrian

Berlin: Propyläen Verlag, Berlin 2024

349 Seiten

26,00 €

ISBN 978-3-549-10068-4

Kant als ein öder und langweiliger Pedant – dieses Kantbild dürfte auch im Jahr seines 300. Geburtstages noch viele Vorstellungen prägen und dadurch auf das Verständnis seiner Philosophie als Gesetzesdenken zurückwirken. Dabei steht die Gesetzmäßigkeit, welche Kant an der Basis des Erkennens und der Freiheit herausarbeitet, für sein Programm, den „Humanismus durch die Freiheit zu verteidigen [...], nicht nur die Natur“ (21). Die Gesetze der Freiheit treten also an die Stelle von Natur und Autorität, und nur hierin liegt ein zulässiger, weil kritischer Begriff von Gesetz, was dann auch für die zivilen gilt. Und in seinem Privatleben war die Regelmäßigkeit (der berühmte Spaziergang immer um die gleiche Urzeit) eine Weise, seine Freiheit durch „Selbstbeherrschung“ zu pflegen (24): Vor der Herausforderung, als Sechzigjähriger sein kritisches dreibändiges Werk zu denken und zu schreiben, war es wichtig, „extrem pedantisch zu leben, damit du nie krank wirst“ (25 f). Wer sich – wie in diesem Beispiel – von vielen etablierten Vorurteilen und falschen Verständnisweisen des kantischen Denkens kritisch lösen will und gerade in Bezug auf Kant seine Urteilskraft stärken möchte, dem ist es angeraten, dem spannenden Dialog zwischen Daniel Kehlmann und dem international renommierten Kantexperten Omri Boehm zu folgen. In acht ausführlichen und gut lesbaren Teilen geht es um Kants Verständnis von „Mensch“, „Aufklärung“, „Erkenntnis“, „Religion und Gott“, „Schönheit und Kunst“, „Vernünftigkeit der Welt“, „Freiheit“ und „Moral“ – ein Streifzug durch sein Denken, um verständlich zu machen, was Kant der modernen Kultur als Grundlagen gegeben hat, welche heute noch unser universal-humanes Menschenbild formen und erhellen.



Die Würde des Menschen liegt dabei in seinem Bewusstsein vom Absoluten, das sich in seiner „Freiheit oder moralischen Integrität“ ausdrückt: Das Subjekt ist durch ein alle irdischen Dinge übersteigendes Vermögen ausgezeichnet – und hier drückt sich das Absolute in der Betrachtung des Sternenhimmels aus (37). Aus diesem Grund bezeichnet Boehm dessen Moralphilosophie als Nachdenken über den Menschen in seiner Würde als „das Bleibende an Kant“ (42). Kant hat in diesem Sinne eine Methode vorgegeben, Aufklärung als ethische oder existentielle Haltung zu realisieren und sie nicht einfach mit einer Epoche der Geistesgeschichte zu identifizieren (83 f).

Heines Ausspruch, dass die Kritik der reinen Vernunft das „Schwert“ sei, durch das „der Deismus hingegerichtet worden [ist] in Deutschland“ (zit. 43), wird nicht nur als Vorläufer von Nietzsches Rede vom Tod Gottes ausgemacht, sondern auch dahingehend richtiggestellt, dass Kant zufolge gerade das Beweisenwollen der Existenz Gottes einer „Ermordung“ Gottes gleichkomme (43): „Kant hat etwas Tieferes getan, als Gott zu töten: Er hat die Autorität Gottes getötet, und zwar restlos“ (44). Dies bedeutet, dass Moral nicht aufgrund der Existenz Gottes absolut ist, sondern umgekehrt – deren authentische Absolutheit bringt den Menschen zum Glauben an Gott, ganz in Umkehr des Satzes von Dostojewski („Wenn Gott nicht existiert, ist alles erlaubt.“): „Weil nicht alles erlaubt ist, gibt es Gott“. Dementsprechend zeichnet den Menschen als Menschen in seiner über die Tierwelt – und über mögliches extraterrestrisches Leben – hinausgehobenen Würde nicht seine Intelligenzbegehung aus – wie oft interpretiert wird –, sondern Freiheit (49). Und so ist die „Antwort auf die Frage ‚Was ist der Mensch?‘“, die bekannterweise „nur eine moralische sein kann“, Boehm zufolge „vielleicht Kants größte Leistung“ (55 f): Diese Formel ist nicht so zu verstehen, dass „Person“ nur ist, wer moralisch handelt, sondern sie verknüpft dieses Prädikat mit der Fähigkeit, durch Freiheit moralisch zu handeln (56). Und bereits die Rechtfertigungspflicht von Wissen, soll es kritisches Wissen sein, ist von der Kritik der reinen Vernunft her eine grundlegend moralische Dimension: „kein Ich-Sagen ohne die umfassendere Fähigkeit, sein Wissen zu rechtfertigen“ (52). Vor diesem Hintergrund scheint es Boehm auch ein „freudscher Versprecher“ Kants zu sein, das *sapere aude* als die Aufforderung zum Mut zu „wissen“ zu verstehen, wobei es doch – eher sokratisch – um den Mut zu „denken“ geht: Es geht ihm nicht um wissenschaftliches, sondern um kritisches Denken

(53 f). Deswegen ist er sich bewusst, dass die „maximalistische Idee der Menschheit“ immer nur angestrebt werden kann, und hier haben alle regulativen Ideen Kants ihren Bezug: Wenn wir ihm zufolge also handeln müssen, als ob es Gott gäbe und wir wirklich menschlich seien, dann ist dies Ausdruck von Kants „durchgängige[m] Platonismus“ (58), der somit Ausdruck seiner durchweg moralischen Interpretation der Welt ist (61). Da Kants „Begriff der Menschheit“ somit nicht auf den Ist-Zustand reduziert oder scientistisch eingeholt werden kann, erfordert er die Fähigkeit, ihn denken zu können, und diese speist sich aus dem Blick in den „bestirnten Himmel“ (64). Aus diesem Grund war für Kant übrigens auch jeder Versuch, eine „wissenschaftliche Anthropologie“ zu schreiben, „ein Widerspruch in sich“ (65). Seine Vorstellung vom Menschen ist so das eigentliche Thema der drei Kritiken.

Die Lektüre dieses Bandes ist hilfreich, nicht nur um viele Hintergrundzusammenhänge zu verstehen – so etwa der kantische Bezug auf Descartes, Spinoza, Leibniz oder Hume –, sondern auch um viele in den gut zwei Jahrhunderten seit seinem Tod festgesetzten und fehlleitenden Bilder zu berichtigen, so etwa die Interpretation Kleists, dass der Sinn der kantischen Erkenntnislehre darin besteht, dass wenn wir an der Stelle der Augen grüne Gläser hätten, urteilen würden, die Welt sei grün. Auch wenn er dadurch natürlich richtigerweise zum Ausdruck bringt, dass uns die Welt nie „an sich“ gegeben ist, sondern nur in unserer Erkenntnis (131 f), ist dies kein Einwand gegen die Tatsache, dass Kant Objektivität begründet und erklärt, warum das Subjekt objektive Realität erkennt, obwohl – bzw. gerade weil – es nicht als „Ding in der Welt sein kann“ (146). Dennoch existiert für Kant „die Welt“ nicht, und zwar nicht, weil es keine objektive Realität gibt, sondern

weil jenes Gesamt aller Dinge, welche „die Welt“ bezeichnen, ein Grenzbegriff ist und als solche nicht erfahren wird (165-167). Wieder erweist sich, dass für Kant nicht die Wesensontologie, sondern die moralische Freiheit der Schlüssel zum Selbst ist: Was unsere objektive Erfahrung im Ganzen der Realität ausmacht, ist viel eigentlicher die Freiheit. Dies sei im Hinblick auf die prädiktiven ‚Versprechen‘ der heutigen digitalen Technologien gesagt: „Man wird nie wissen können, wie jemand handeln wird. Wenn Kant recht hat, kann man bestenfalls sagen, wie er handeln sollte“ (147), doch dies ist im anthropologischen Reduktivismus der heutigen Technologie nicht mehr das primäre Interesse, weswegen sich in kantischer Perspektive die Frage nach der Freiheit in der ‚digitalen Matrix‘ dringend stellt. Die den Menschen auf eine „biologische Kategorie“ abwertende Interpretation der KI, wie sie der Transhumanismus (Harari) vertritt, wird dann eigens thematisiert (233).

Dass in Kants Widerlegung der Gottesbeweise sich nicht Atheismus oder Irreligiosität ausdrückt, sondern lediglich die Ablehnung, dass sich der Glaube auf eine – in kantischen Begriffen – heteronome Auffassung der Autorität Gottes gründe, ist ein weiteres zentrales Thema des Dialogs (176). Natürlich führt dies zu einer Kritik aller Religion (die sich ja gerade auf diese Autorität stützt), aber auch aller Absolutheitsansprüche der Vernunft (177): Sie kann eben das Dasein Gottes nicht beweisen und hat deswegen nicht die Kompetenz, dieses zu widerlegen (187).

Eine besondere Erkenntnisweise ist die des Schönen, denn es handelt sich um eine allgemeine Aussage (Schönheit) über ein einzelnes Werk oder Objekt. Aus diesem Grund ist das ästhetische Wahrnehmen, obwohl es ein subjektives Urteil zum Ausdruck bringt, auf allgemeine Verständlichkeit ausgerichtet. Und das Interesse dafür, wie ein solches Urteil zustande kommt, ist Ursache dafür, „dass der ei-

gentlich primär nicht besonders kunstinteressierte Professor Immanuel Kant das wichtigste Werk der Kunsttheorie überhaupt schreibt“, indem „das Problem des Schönen von Kant nicht nur gelöst, sondern gleichsam erfunden“ worden ist (194 f). Diese Lösung kondensiert sich in der Formel vom „interesselosen Wohlgefallen“ (zit. 204), was bedeutet, dass man das Objekt in sich selbst wertschätzt und nicht, weil es einem subjektiven Interesse entspricht. Dies gilt auch für den Autor bzw. das Genie: Kunst kann man nicht „anhand vorhandener Begriffe verstehen oder erschaffen“ (208). Damit ist das Genie stets Ausdruck einer Schöpferkraft, die über die Subjektivität hinausgeht. Boehm sieht hier einen Zusammenhang mit dem Beispiel der 100 Taler (aus der Dialektik der Kritik der reinen Vernunft): Für das subjektive Interesse haben sie keinen Wert an sich, sondern dieser liegt in deren Existenz (es kommt darauf an, die 100 Taler zu besitzen), während das Kunstwerk umgekehrt seinen ganzen Wert in sich selbst hat und nicht in seiner materialen Existenz (210). Selbst die Bezeichnung als „Prophet“ würde die Funktion des Genies im „interesselosen Wohlgefallen“ der Kunst verzeichnen (211) – zudem ist die Aufklärung die „Ablehnung der Prophetie“ (212). In diesem Sinne hilft die Kunst bei der Realisierung der Aufklärung und ihres Ideals des „öffentliche[n] Denken[s]“, welches „jenseits der Rolle, die subjektiv auf unseren Beruf oder unsere Position, aber auch auf unsere individuelle Person bezogen ist“ (214 f), situiert ist: Die Frage nach dem Menschen nicht von der Kunst zu trennen, ist wohl eines der bedeutendsten aufklärerischen Einsichten, die gerade heute wieder neu ins Bewusstsein gerufen werden sollten (234 f).

Ein weiterer wesentlicher Gedanke, mit dem Kant die Moderne sattelfest gemacht hat, ist die Abtrennung der Tugend vom Glück: Da Letzteres nun in die subjektive Selbstbestimmung fällt, kann die Moral nicht mehr auf dieses zielen wollen, sondern muss unabhängig davon gelten (240). Darüber hinaus bestimmt Kant die Hoffnung neu, die über den Dogmatismus von Leibniz, dass wir bereits in der besten aller möglichen Welten leben, und demjenigen von Spinoza, dass es keinen über die bestehende Realität hinausgehenden Verweis gibt, gleichermaßen hinausgeht (242): die Hoffnung, dass moralisches Handeln „möglich ist und sogar mit den Naturgesetzen zusammengeht“ (254), denn „frei zu sein“ heißt für Kant „ein Handeln aus Achtung vor der Freiheit nach der Formel des allgemeinen Gesetzes“. Erst damit wird Freiheit „aus Achtung vor der Menschheit“ realisiert (279). Der kategorische Imperativ ist mithin freiheitsermöglichend und wirkt nicht als Begrenzung, weswegen er „auch für Engel [und Gott] gilt“ (280). Dank diesem verwirklicht die Menschheit mit allen geistbegabten Wesen – Engel und Gott eingeschlossen – das Reich der Freiheit (281). Und somit ist den staatlichen Gesetzen nicht der politischen Autorität willen zu folgen, sondern da sie einen bürgerlichen Zustand gewähren, in dem die Menschenwürde gewahrt werden kann (293).

Der Dialogstil und die dem heutigen Leser entgegenkommende Sprache machen diesen Band zu einer kurzweiligen Verstehenshilfe des kantischen Denkens über weit verbreitete Stereotype hinaus. Für bereits mit dem kantischen Denken vertraute Leser bildet er wertvolle Reflexionen (so zur stets unterschwelligen Auseinandersetzung mit Spinoza: Kant geht es mithin darum, dass die Aufklärung nicht notwendig in Spinoza münden muss) und Aktualisierungen (mit Blick auf Nietzsche, Sartre und andere das 20. Jahrhundert prägende Autoren). Es ist eine philosophisch willkommene Versuchung, welcher

der Leser kontinuierlich erliegt, wenn er sich implizit über die Gegenwartsrelevanz des kantischen Denkens befragt. Eine der zentralen Botschaften Kants in die heutige Mentalität der Wissenschafts- und Technikdominanz hinein ist dabei, dass wir als Menschheit dafür Sorge tragen sollten, „das Denken vor dem Wissen“ zu schützen (116).

Markus Krienke

Rudolf Langthaler / Magnus Striet
Vernunftreligion statt Kirchenglauben?
Kants unerledigte Anfragen an die Theologie

Freiburg: Herder Verlag, 2024
176 Seiten
24,00 €
ISBN 978-3-451-02413-9

Das kleine, streitbare Büchlein, das hier anzuzeigen ist, fordert eine „philosophisch-theologische Besinnung“ auf „Kants unerledigte Anfragen an die Theologie“ – somit ein durchaus treffliches Geschenk für den philosophischen Jubilar des Jahres. Hier entläßt sich schon mit den ersten Seiten ein erfrischendes Gedankengewitter. Es lohnt sich für alle an Themen der Theologie Interessierten (Studierende, Lehrende, Kirchliche Amtsträger), sich seinen Anfragen auszusetzen, ihnen standzuhalten und sie zum Anlass zu nehmen, mit diesem „Leitfaden“ weiterzudenken, wie es sich die beiden Autoren auch wünschen.

Ein Wetterleuchten in diesem Sinne war schon zu vernehmen, als im Mai dieses Jahres der Wiener Philosophieprofessor Rudolf Langthaler auf einen in der Tagespost erschienenen Artikel des Chefredakteurs Sebastian Ostritsch replizierte, der wiederum auf die seinem Ko-Autor Magnus Striet, dem Freiburger Fundamentaltheologen, in einem Interview betonten Kant-Bezüge sehr kritisch-ablehnend reagiert hatte.

Das Unwetter, aufgrund dessen aber nun „Kants unerledigte Anfragen an die Theologie“ sich zu dieser Streitschrift kondensierten, braute sich zusammen, als Langthaler Philosophen, Theologen, aber auch (evangelische und katholische) „amtskirchliche“ Würdenträger einlud, zu einem Sammelband bezüglich ebendieser Anfragen einen Beitrag zu verfassen. Langthaler will sowohl aus wissenschaftlicher wie auch kirchenpolitischer Sicht die Herausforderungen aufgreifen, die Kants an den dogmatischen Vorgaben des „Kirchenglaubens“ orientierte Kritik auch heute noch darstellt. Insbesondere geht es ihm darum, „de[n] rationalen Anspruch[] dieser christlicher Lehrgehalte“ „mit besonderer Nachdenklichkeit und intensiver Prüfung“ zu untersuchen.



Da die „meisten dieser Einladungen leider vergeblich“ waren, wie Langthaler nüchtern feststellt, entschloss er sich, „besonders wichtige[...] und markante[...] Themenfelder ... aus dem Werk Kants ... ohne Kommentar“ nun in „einem eigenen kleinen Band“ zusammen mit dem von seinem Mitstreiter Magnus Striet verfassten Beitrag zu veröffentlichen.

Die von Langthaler vorgestellten „strittigen theologisch-christlichen Themen im Denken Kants“ können hier nur knapp umrissen werden. Es sind Kants Kritik der Gottesbeweise in der traditionellen „theologia naturalis“, Jesus als Lehrer der Vernunftreligion, Kants Sicht der „Gottessohnschaft“ und des „stellvertretenden Sühnetodes“ Jesu, Kants entsprechend modifizierte Gnadenlehre sowie die Thematik Autonomie versus Theonomie. „Die Achse, um die sich dabei alles dreht, ist der ‚moralische Theismus‘, den Langthaler in Kants gesamtem Schaffen (einschließlich des Opus postumum!) am Werke sieht.“ (Th. Hanke). Was dabei ein wenig zu kurz gekommen zu sein scheint, ist die Thematik einer einerseits idealen als auch andererseits realen „Kirche“ angesichts der „Parerga“ von „Afterdienst“ und „Aberglauben“, die Kant unter dem Stichwort des „ethischen gemeinen Wesens“ behandelt.

Langthaler betont dabei, Kant habe sich „auf dem Fundament einer „aufgeklärten Denkungsart“ und des von ihr propagierten „reinen“, d. h. „wahren Religionsglaubens“ zeitlebens um ein Verständnis bzw. eine angemessene Auslegung zentraler Gehalte der religiösen Tradition – vornehmlich des Christentums – bemüht. Er hat diese Gehalte ja keineswegs leichtfertig verabschiedet, sondern sich durchaus an einer philosophischen „Übersetzung“ abgemüht. Sein ehrliches Bemühen um eine philosophische Aneignung wesentlicher Gehalte der christlichen Religion ist wohl nicht zu bestreiten, auch wenn seine Interpretation zentraler – vor allem „christologischer“ – Lehrstücke als mit der dogmatischen Lehre der christlichen Kirchen unvereinbar erscheint.

Warum seine Einladung zu einem kritischen „Gespräch“ peinlicherweise auf so wenig Resonanz gestoßen ist, darüber möchte der Rezensent gar nicht erst spekulieren. Er findet sie als Geste zum Kantjubiläum nach wie aktuell und gesteht, dass er zumindest sich zu einer erneuten Auseinandersetzung mit dem Denker, wie ihn Langthaler vorgestellt, angeregt fühlt und möchte an alle Leser appellieren, es ihm gleichzutun – in Beiträgen, kritischer Lektüre seiner Werke und Diskussionskreisen. Kant und in die von ihm verhandelten, hier neu angefragten Themen haben es verdient.

Der Ko-Autor Magnus Striet lässt sich „konsequent auf die von Kant gestellten Anfragen an eine christliche Dogmatik ein“ und „arbeitet an einem nach Kant noch möglichen Begriff des Christentums. ... Sollte Gott ... in der vom Menschen gedachten Weise existieren, dann kann er auch nur Gott für den Menschen werden, wenn er von diesem in sich als Begriff hervorgebracht wird.“ (118) Dabei darf methodisch wie inhaltlich „das über die Sollenserfahrung abgesicherte Faktum menschlicher Freiheit ... nicht durch theologische Sonderannahmen wieder unterlaufen werden (ibid.).“

Ich muss mich darauf beschränken, einige Stichpunkte durch Zitate anzudeuten, um den Leser auf die eigene Lektüre und Auseinandersetzung mit Striets Thesen neugierig zu machen: „Von Gewicht bleibt die Gottesfrage ... angesichts des moralischen Dilemmas des Menschen, nie dem gerecht werden zu können, was ich als gesollt wollen sollte und vielleicht sogar will.“ (126) Oder: „Theologisch bedenkenswert ist, dass sich bei Kant ... Hinweise finden, dass er dem geschichtlichen Offenbarungsglauben durchaus noch ein mögliches Eigenrecht gegenüber dem moralischen Vernunftglauben eingeräumt hat.“ (132)

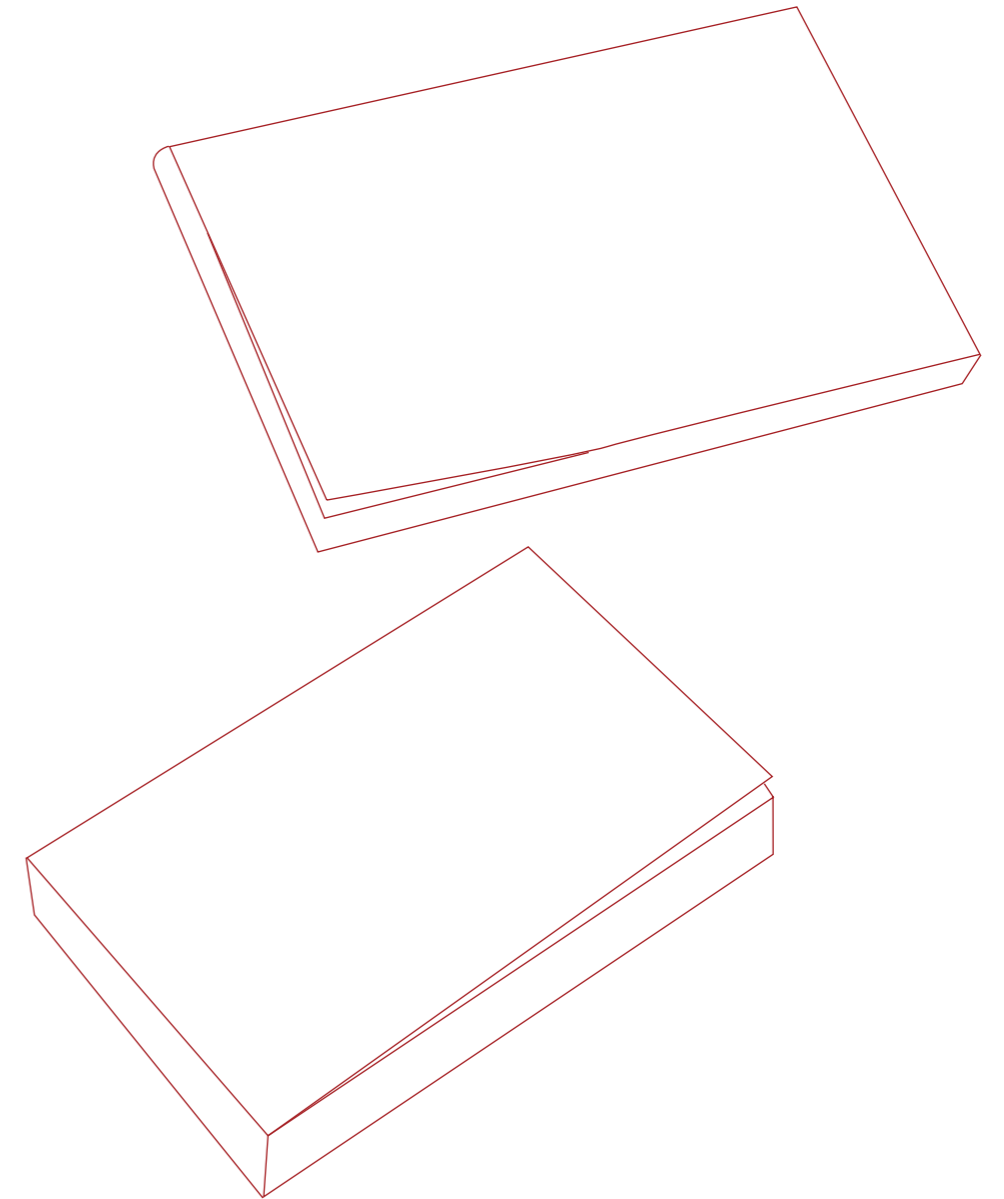
Für Striet folgt daraus eine Soteriologie, die ohne Theologumena wie Erbsünde, Sühnetod, Erlösungstod für unsere Sünden, Sündlosigkeit etc. systematisch kohärent auskommt und nicht nur Metaphern ungeordnet nebeneinanderstellt: „Sollte Gott selbst tatsächlich in die Geschichte eingegangen sein, als der Sohn, so kann es Gründe für den Juden Jesu gegeben haben, daß er seinem möglichen Foltertod nicht ausgewichen ist und ihn für die von ihm vertretene Sache riskiert hat. Weder er selbst noch Gott dürfen ihn dann jedoch gewollt haben.“ (138) Allerdings müsse „in der für ihn tödlichen Ablehnung Jesu mitgedacht werden, dass kein Mensch frei bleibt von Schuld und dieses harte ... Faktum nicht das letzte Wort über ihn bleiben wird (145).“

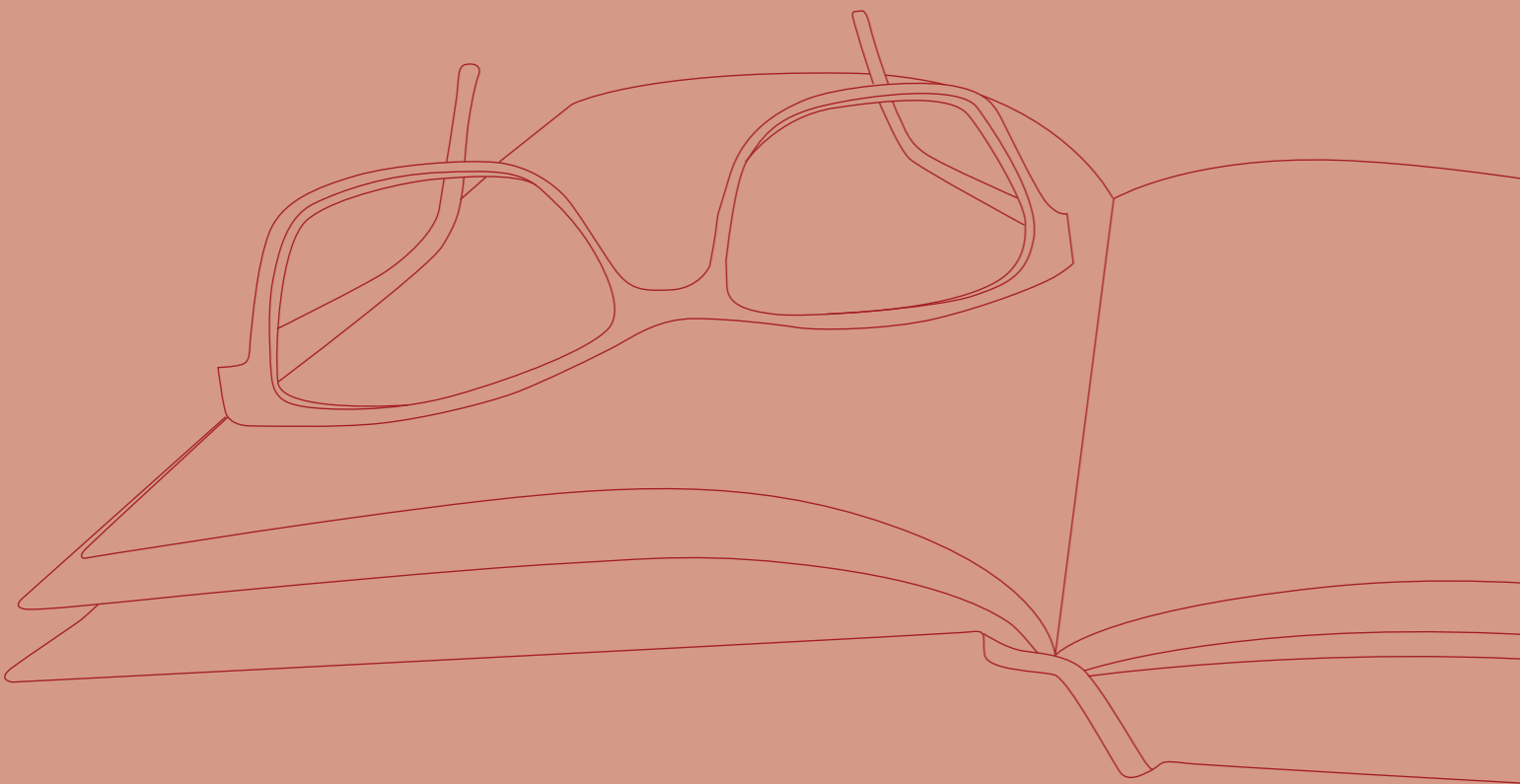
Striet lässt sich hier auch auf Kants „provokantes Argument gegen die Gottessohnschaft Jesu“ ein: „... hätte Jesus aufgrund seiner Göttlichkeit nicht die ‚Möglichkeit zum moralisch Bösen in sich gehabt und damit aus einer ‚inneren‘ Notwendigkeit heraus ein gottgefälliges Leben gemäß dem kategorischen Imperativ geführt, so könnte er dem Menschen nicht mehr als ‚Beispiel der Nachahmung‘ dienen (147).“ Als „Realsymbol Gottes“ (Verweis auf Thomas Pröpper) „darf und kann [er] als durch Gott ermöglicht begriffen werden“, aber nicht als einer, der „notwendig das moralisch Gebotene getan hat“, sondern bloß „faktisch, eben weil er seinen Willen in Freiheit dazu bestimmt, sich so und nicht anders bestimmen zu wollen (152)“. Für Striet geht es hier auch um Fragen der „Trinität“ und der „hypostatischen Union“ des *lógos* mit dem Vater (Nizäa).

Von hier aus wären nach Striet weitere grundstürzende Fragen zu stellen, die allerdings erst programmatisch und auch in methodisch noch nicht näher charakterisierten metaphorischen Formulierungen angedeutet werden. Er setze dabei voraus, so Striet, „dass Gott so existiert, dass er sich auf eine kontingente Geschichte einlassen und durch eine kontingente Geschichte bestimmen lassen kann (153 Anm.)“. „Wollte sich Gott als Mensch selbst offenbaren, dann ist er das Risiko für sich selbst eingegangen, dass ihm nichts Menschliches fremd sein würde, ... und nicht immer nur faktisch ‚zu wenig‘ zu geben, obwohl mehr möglich gewesen wäre, sondern aufgrund der Begrenztheit der eigenen Möglichkeiten nicht genug geben zu können.“ (157)

Der Leser kann sich überzeugen, dass Kant viel zu denken aufgibt, und ist eingeladen, mitzutun.

Hans-Jürgen Müller





Klaus Mertes
Herzensbildung
Für eine Kultur der Menschlichkeit

Freiburg: Herder Verlag, 2024
158 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-451-39792-9

Ein Buch mit „Herzensbildung“ zu betiteln, ist gewagt. Man könnte etwas „Softes“ vermuten, gar Esoterisches. Der Autorenname Klaus Mertes freilich lässt aufhorchen. Der Jesuitenpater und langjährige Rektor des Berliner Canisius-Kollegs sowie des internationalen Jesuitenkollegs in St. Blasien hat sich einen hervorragenden Ruf als Pädagoge erworben, er war zudem ein Vorreiter im schonungslosen Offenlegen des Versagens kirchlicher Institutionen im Umgang mit sexueller Gewalt. So lohnt ein genauere Blick, und in der Tat ist die Lektüre eine bereichernde.

Am Anfang der barmherzige Samariter. Eine scheinbar bekannte Geschichte, die doch immer wieder Energien freisetzt und zum Denken anregt. Im Blick auf den Samariter spricht Klaus Mertes vom „ansprechbaren“ Herz, das nicht sogleich „sicherheitshalber“ sortiert. Das ist natürlich ein Ideal: „Auch wenn das Herz Not sieht, kommt es an Abwägungsvorgängen nicht vorbei.“ Selten nur geschieht Hilfe so spontan, face to face und ohne Beteiligung oder Ansprüche Dritter. Wenn Mertes von der notwendigen Abwägung und auch von den unvermeidlichen Spannungen schreibt, bringt er Pascal wie Ignatius ins Spiel, zwei Großmeister der „Herzenslogik“. Mit ihnen gilt es, einen Weg zu gehen: „Nur das ungebildete Herz entzieht sich dieser Spannung durch trügerische Eindeutigkeit.“ Später wird es auch pointiert heißen: „Man kann ein Martin Heidegger sein und trotzdem einem Georg Elser an Herzensbildung unterliegen.“



Das umfassendste Kapitel ist dem Bereich „Herzensbildung und Schule“ gewidmet. Auch hier sind Spannungen allfällig. Grundsätzlich ist die Schule ja keine Freiheitsveranstaltung, greifbar eher als eine Institution, als eine Anstalt mit „richtigen“ respektive „falschen“ Antworten, mit Zeugnissen und mit einer Hausordnung. Dass diese Äußerlichkeiten die „Dauerpräsenz der Herzenslogik“ nicht ausschließen, sondern diese vielmehr unabdingbar machen, das illustriert Mertes auch sehr praktisch. Er erwähnt den Brief eines älteren Mannes, der darüber nachdachte, was ihm in seiner Schulzeit am meisten gegeben hatte. Die frappierende Antwort: das Orchester! Dort habe er Geduld und Kooperation, Takt und den Sinn für Ästhetik und Qualität erworben. „Der Brief war eine Hymne an die [das] Leben prägende Bedeutung des gemeinsamen Musizierens.“ Von hier aus kommt Mertes auf ein Prinzip, das er das „pädagogische Nutzenparadox“ nennt. Der Briefschreiber habe die Kompetenzen, die ihm so wichtig wurden, nicht „direkt“, gar der Pflicht halber erworben. Sie entwickelten sich durch die Freude an der Musik und am Zusammenspiel. „Der Nutzen ist in gewisser Weise nur ein Nebenprodukt. (...) Der übernützliche, transfunktionale Sinn von Musik, Literatur, von

Begegnung mit fremden Lebenswelten, mit Natur, mit Geschichte oder Kunst wird nur erfasst, wenn er nicht von dem Nutzen her definiert wird, den er auch hat.“ Ist diese Überlegung eine banale oder eine hochkomplexe, ist sie allzu idealistisch oder auch im alltäglichen Schulleben aktuell? Es lohnt sich, darüber nachzusinnen.

Das gilt ebenso für ein weiteres Leitmotiv des Buches, das ein Klassiker ist und doch eine immerwährende Herausforderung darstellt: die Lehrer-Schüler-Beziehung. „Teachers make the difference“, so lautet das meistzitierte Wort aus John Hatties Studie „Visible Learning“ (2008). Mertes nimmt das Wort auf und sucht es mit der Frage „Aber wie kriegt man gute Lehrkräfte?“ auf die Schulwelt weiterzuführen. So erwähnt er die „Kraft des Feedbacks“, möchte diese aber im besten Sinne des Wortes kultivieren. Schön seine Hinweise: „Man muss sich fast immer ‚ein Herz fassen‘, wenn man einem Mitmenschen eine ehrliche Rückmeldung von Angesicht zu Angesicht geben will, möglichst in der Form, dass er die Rückmeldung von Angesicht zu Angesicht annehmen kann, statt defensiv-aggressiv reagieren zu müssen. (...) „Tapferkeit vor dem Freund‘ (Aristoteles) lässt sich üben.“

Solche Hinweise aus der Praxis, ob zu den Pluspunkten und Tücken der Digitalisierung oder zu dem weiten Feld der Prävention, machen das Buch zu einem wertvollen Begleiter, das sich gut stückweise bedenken lässt. Das gilt für den kürzeren Abschnitt „Demokratie und Herzensbildung“ wie für das abschließende „Curriculum der Herzensbildung“ aus dem Geiste des Ignatius von Loyola. „Es häufen sich ja in letzter Zeit“, so formuliert Klaus Mertes abschließend, „die Rufe aus der säkularen Gesellschaft an die Adresse der Kirchen, sie mögen angesichts der gegenwärtigen Krisen ihr Wissen teilen.“ Eine so überraschende wie weitsichtige Anmerkung. Der Jesuit hat sein Wissen klug geteilt.

Christian Heidrich

Burkard Porzelt
Glauben korrelativ kommunizieren
Annäherungen an das religionspädagogische
Korrelationsprinzip
utb 6128

Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. 2023
173 Seiten m. s-w Abb.
19,90 €
ISBN 978-3-8252-6128-3

Korrelation (oft als „Wechselbeziehung“ zwischen Glaubensüberlieferung und Lebenswelt übersetzt) ist vermutlich einer der schillerndsten Begriffe in der Religionspädagogik. So groß das Einvernehmen darüber, dass Korrelation eine zentrale Kategorie für den modernen Religionsunterricht darstellt, so groß ist die Unsicherheit, was genau eigentlich mit dem Begriff bezeichnet wird – und was nicht. Ist es Korrelation, wenn am Anfang einer Unterrichtsstunde ein kurzes (mehr oder weniger konstruiertes) Alltagsbeispiel als „Aufhänger“ benutzt wird, um dann in die Erarbeitung einer kirchlichen Lehre einzusteigen? Oder wenn eine Bibelgeschichte ausführlich präsentiert wurde und dann am Ende noch schnell die Frage nachgeschoben wird: Gibt es so etwas auch heute?

Burkard Porzelt würde wohl in beiden Fällen klar mit Nein antworten. Er ist Professor für Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg. Mit dem vorliegenden Band hat er es sich zum Ziel gesetzt, Korrelation als theologisches, hermeneutisches und didaktisches Prinzip verständlich zu machen.

Das gelingt ihm zunächst durch einen ebenso anschaulichen wie kurzweiligen Gang durch die Geschichte des Religionsunterrichts in der Bundesrepublik Deutschland, beginnend in der Nachkriegszeit mit dem sogenannten „Grünen Katechismus“, über die Umbrüche Ende der 60er Jahre, die schließlich in den Synodenbeschluss von 1974 münden, und die Weiterentwicklungen der Folgezeit – bis hin zu den Anfragen im aktuellen fachwissenschaftlichen Diskurs. Diese Zeitreise ist deshalb so interessant,



weil Porzelt sie mit konkreten Beispielen, wie etwa Schulbuchseiten aus den jeweiligen Epochen, illustriert. Dadurch werden die Entwicklungen sehr gut nachvollziehbar.

Im letzten Teil des Buches stellt Porzelt dann systematisch sein Verständnis von Korrelation dar und beschreibt die bleibende Relevanz für religiöse Bildungsprozesse. Es geht für ihn um eine kritische und zugleich produktive Konfrontation von Glaubens- und Lebenserfahrungen. Sie setzt voraus, dass beide Erfahrungswelten als eigenständige Größen ernst genommen und mittels authentischer Zeugnisse (Texte, Bilder, Statements, Musik etc.) gleichberechtigt miteinander ins Gespräch gebracht werden. Dann kann der Glaube zum Schlüssel werden, das Leben besser zu verstehen, und umgekehrt kann die Lebenserfahrung ein Schlüssel zum Verständnis der Glaubensüberlieferungen werden. Nach Porzelt ist dies immer dann möglich, wenn menschliche Grunderfahrungen angesprochen sind – sowohl in den Zeugnissen der christlichen Tradition als auch in den lebensweltlichen Zeugnissen von heute.

Korrelation kann nach Porzelt nicht hergestellt bzw. „gemacht“ werden. Sie entsteht im Prozess der Auseinandersetzung – sie kann scheitern oder schlicht ausbleiben. Es gilt deshalb aus didaktischer Perspektive, möglichst korrelationsförderliche Bedingungen zu schaffen. So kann Religionsunterricht in weltanschaulich zunehmend heterogenen Lerngruppen zu einem interessanten und vielstimmigen Erfahrungsdialo werden, der das Verständnis für religiöse Überlieferungen fördert und damit religiöse Lernprozesse ermöglicht. Auch andere Felder der Religionspädagogik, wie die Katechese oder die Predigt, könnten von einem solchen korrelativen Ansatz der Glaubenskommunikation profitieren.

Der vorliegende Band ist bestens geeignet, um in Studium, Ausbildung oder Beruf das eigene religionspädagogische Handeln zu reflektieren, professionelle Orientierung zu gewinnen und zu einem vertieften Verständnis zu gelangen.

Sebastian Lindner

Britta Baumert / Caroline Teschmer

Konfessionell kooperativer Religionsunterricht Eine Fachdidaktik

Stuttgart: Kohlhammer Verlag, 2024

232 S. m. s-w Abb.

29,00 €

ISBN 978-3-17-043410-3

Britta Baumert lehrt am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt Religionspädagogik und arbeitet mit am RUexpress, einer Publikation des Deutschen Katecheten-Vereins, die aktuelle Themen – z.B. die Fußball-EM – für den Religionsunterricht erschließt. Caroline Teschmer ist Religionspädagogin an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen mit einem Forschungsschwerpunkt auf ethische Themen. Beide konstatieren, dass konfessionelle Kooperation im Religionsunterricht stattfindet, es aber an einer entsprechenden Didaktik fehlt – und diese Lücke wollen sie schließen.

Es ist nicht die Organisationsform der konfessionellen Kooperation, die Religionsunterricht zukunftsfähig macht; vielmehr fordern die Autorinnen, dass religiöse Bildung die Schülerinnen und Schüler ernst nimmt und für sie relevant ist. Denn angesichts des Bedeutungsverlustes der Kirchen steht der Religionsunterricht unter Legitimationsdruck. Für Baumert und Teschmer steht das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sowie das Selbstverhältnis des Menschen im Zentrum religiöser Bildung; Identitätsbildung erfordert theologische Positionierung, die in Auseinandersetzung mit bestehenden Konfessionen ausgebildet wird.

In sechs Maximen formulieren die Autorinnen die Anforderung an einen konfessionell kooperativen Religionsunterricht, unter anderem die Wahrheitsfrage als zentrales Anliegen, die es im Angesicht von Pluralität und Heterogenität wachzuhalten gilt. In der Formel einer konfrontativ-korrelativen Subjektorientierung werden die so entwickelten Vorgaben der beabsichtigten Religionsdidaktik auf den Punkt gebracht. Insgesamt zehn religionsdidaktische Ansätze werden abschließend in ihrer Eigenlogik und



in konfessionell kooperativer Perspektive vorgestellt, um dann die didaktischen Zugänge und geeigneten Methoden abzuleiten und Potential und Herausforderung des jeweiligen Ansatzes zu skizzieren. Zu den in diesen Konturen herausgearbeiteten Ansätzen gehören problembasierte Zugänge, ästhetische Bildung und Kirchenraumpädagogik, zuletzt selbstverständlich interreligiöses Lernen.

Vor allem dieses letzte Kapitel mit zehn religionsdidaktischen Ansätzen ist nahe bei der Unterrichtspraxis und bietet reichhaltige Anregungen etwa für die Abfassung von Lehrplänen eines konfessionell kooperativen Religionsunterrichtes und für die Erarbeitung von Unterrichtsideen. Britta Baumert und Caroline Teschmer haben viel Mühe darauf verwandt, ihre viele Beiträge einarbeitenden Überlegungen immer wieder zu fokussieren und in zahlreichen Schaubildern zu visualisieren, damit Leserinnen und Leser den Überblick behalten. Das Buch ist daher nicht nur ein wichtiger Beitrag in einer notwendigen Debatte, sondern eignet sich auch als Nachschlagewerk für die Praktiker.

Karl Vörckel

Alissa Geisler / Clauß Peter Sajak (Hg.)

Digitale Religionsunterricht entwickeln und gestalten Das Projekt KathReliOnline

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2024

152 Seiten

43,00 €

ISBN 978-3-17-044488-1

Das Buch „Digitalen Unterricht entwickeln und gestalten“ bietet eine fundierte Darstellung des Projekts KathReliOnline, das von 2018 bis 2021 in Thüringen als Blended-Learning-Initiative der Bistümer realisiert wurde. Ziel war es, Schülerinnen und Schülern im ländlichen Raum die Teilnahme am Religionsunterricht zu ermöglichen und zugleich die Machbarkeit eines digitalen Religionsunterrichts zu erproben.

Dieses Werk kann denjenigen sehr gut als Hilfestellung dienen, die sich perspektivisch mit Landeslösungen zu Religionsunterricht im ländlichen Raum, aufgrund sinkender Schülerinnenzahlen im Fach oder aber grassierender Sparmaßnahmen auseinandersetzen müssen. Es beleuchtet Hürden und Hindernisse, die auf dem Weg zu einer landesweiten Blended-Learning-Plattform für den Religionsunterricht auftreten können, und zeigt, wo versteckte Kosten und potenzielle Fallstricke liegen.

Die Darstellung gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil wird die Entstehung und Evaluation des Projekts aus einer Metaperspektive beschrieben, während der zweite Teil medienpädagogische Kommentare enthält, die den Einsatz digitaler Medien im Religionsunterricht kritisch reflektieren und wertvolle Impulse geben. Besonders in Hinblick auf die Herausforderungen für eine flächendeckende Umsetzung eines digitalen Religionsunterrichts liefert das Buch praxisnahe Einblicke. Die Kommentare im zweiten Teil bieten wertvolle Hinweise und stellen weiterführende Fragen zur Thematik, die über das Projekt hinausreichen. Sie erinnern daran, dass eine solche Umstellung stets mit Blick auf die Bildungsverantwortung erfolgen muss. Die komplexen Planungs- und Umsetzungsbedingungen – vom Lan-



desrecht über diözesane Strukturen bis hin zu den lokalen Gegebenheiten der Schulen – müssen sorgfältig durchdacht und miteinander abgestimmt werden, bevor ein Modellversuch wie KathReliOnline erfolgreich in die Praxis überführt werden kann.

Bemerkenswert ist der Kontext des Projekts in Zeiten des pandemiebedingten Lockdowns. Die Evaluationsdaten des Projekts zeigen, dass Schülerinnen und Schüler leichter auf digitale Systeme umstellen können, wenn Lehrkräfte vorher medienpädagogisch geschult wurden und eine funktionierende technische Infrastruktur vorhanden ist. Dies deutet darauf hin, dass digitale Lösungen im Religionsunterricht – wie auch in anderen Fächern – längst notwendig gewesen wären. In seinen Kommentaren hebt Matthias Cameran wichtige weiterführende Aspekte wie Wiederauffindbarkeit, Nachbearbeitungsmöglichkeiten und Qualitätssicherung digitaler Inhalte hervor, die für die zukünftige Entwicklung von Bedeutung sind. Nach den Coronajahren steht außer Frage, dass Religionsunterricht auch in digitaler Form möglich ist, selbst wenn der persönliche Kontakt zwischen Schülerinnen und Lehrkräften nicht durchgängig gegeben ist.

Ralf Weskamp
Schulrecht
Eine methodische Anleitung
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag. 2024
169 Seiten
8,00 €
ISBN 978-3-15-014469-5

Das Buch erhebt keinen Anspruch, ein methodisch-didaktischer Leitfaden für den digitalen Religionsunterricht zu sein. Zwar werden didaktische Fragestellungen in der Darstellung des Projektverlaufs immer wieder angesprochen, und Materialien sind über den thüringischen Landesbildungsserver zugänglich. Dennoch liegt der Schwerpunkt klar auf der Projektdokumentation und nicht auf einer umfassenden Anleitung zur didaktischen Gestaltung. Martin Ostermann verweist in seinem Kommentar darauf, wie wichtig die didaktische Weiterentwicklung des Religionsunterrichts im Hinblick auf die digitale Transformation ist. Gerade die Verknüpfung medialer Themen mit dem Religionsunterricht bietet wertvolle Anknüpfungspunkte und zeigt auf, wie digitale Elemente sinnvoll in den Unterricht integriert werden können.

Insgesamt bietet das Buch eine wertvolle Orientierung für alle, die sich mit der Umsetzung digitaler Bildungsangebote im Religionsunterricht befassen, und zeigt die Bedeutung einer strategisch geplanten digitalen Transformation auf.

Christian Gottas

Das Ziel des Buches ist darauf gerichtet, so wird es in der Vorbemerkung angeführt, dass Lehrkräfte, Schulleitungen und Lehramtsstudierende neben ihrer pädagogischen Professionalität auch juristisches Anwendungswissen erlangen. Dieses sei erforderlich, da Lehrkräfte im Schulalltag zunehmend mit rechtlichen Fragestellungen konfrontiert sind. Der Autor Ralf Weskamp ist Oberstudiendirektor, Schulleiter und Lehrbeauftragter für Schulrecht an der Universität Kassel. Er kennt also die Praxis und ist gleichzeitig durch seinen Lehrauftrag im Schulrecht bewandert. Dieses spiegelt sich in dem Buch wider. Anhand von vielen Beispielen aus dem Schulalltag macht er deutlich, wo sich rechtliche Probleme ergeben können und was bei solchen Fällen rechtlich zu bedenken ist.

Das Buch besticht dadurch, dass der Autor immer wieder in kleinen Schritten entfaltet, welche Themen er in den jeweiligen Kapiteln darlegt, wie er die Kapitel aufbaut und warum die Themen wichtig sind. So gibt er ein erster Resümee schon in der Vorbemerkung (7-8). Außerdem findet sich am Anfang jedes neuen Kapitels noch einmal eine solche erklärende Zusammenfassung.



Der Autor greift wesentliche Themen zum Schulrecht auf. Nach einer historischen Betrachtung des Schulrechts (1. Kapitel, 1-22) zeigt er wichtige Grundsätze des juristischen Arbeitens auf (2. Kapitel, 23-49). Im dritten Kapitel (50-75) befasst sich der Autor mit den Grundrechten. Dieses Thema ist aus meiner Sicht besonders bedeutsam, da die Grundrechte eine Werteordnung aufstellen, die für alle Bereiche des Lebens verbindlich ist. Der Autor zeigt die in der Schule geltenden Freiheits- und Gleichheitsrechte auf. Er verdeutlicht den Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Rechten und macht auch deutlich, wie eine Grundrechtsprüfung zu erfolgen hat. Im vierten Kapitel (76-119) befasst er sich mit dem Verwaltungshandeln in der Schule. Hier spielt der Verhältnismäßigkeitsgrundsatz eine besondere Rolle. Der Autor verdeutlicht seine Ausführungen anhand eines Beispiels. Schließlich beschäftigt er sich im fünften Kapitel (120-152) mit den unterschiedlichen Auslegungsarten zur Interpretation von unbestimmten Rechtsbegriffen in Rechtsnormen.

Das Buch überzeugt dadurch, dass die rechtlichen Ausführungen durch viele Beispiele begleitet werden. Positiv sind die vielen Prüfungsschemata und Übersichten. Außerdem ist es in einer auch für Nichtjuristen sehr verständlichen Sprache geschrieben und enthält immer wieder Erklärungen, warum bestimmte Themen aufgegriffen werden und wie an sie heranzugehen ist. Insoweit kann das Buch, wie in der Vorbemerkung angeführt, für Lehrkräfte, Schulleitungen und Lehramtsstudierende empfohlen werden. Es schärft den Sinn für rechtliche Fragestellungen im Schulalltag und schafft ein Problembewusstsein bei den Lehrkräften, sich bei bestimmten Sachverhalten rechtlich abzusichern. Den Satz am Ende der Vorbemerkung: „Am Ende verfügen die Leserinnen und Leser über das Handwerkszeug für rechtssicheres Handeln im Schultag“, halte ich allerdings für sehr ambitioniert. Denn im Schulalltag gibt es so viele rechtliche Fragestellungen, dass mir fraglich erscheint, es in einem Buch von 169 Seiten umfassend darstellen zu können. Insgesamt ist dieses Buch empfehlenswert für die genannte Leserguppe und für Interessierte.

Magdalene Kläver

Georg Schwikart / Jochen Straub (Hg.)
Ich bin traurig, du bist da
Trost-Gedanken und Lieder
Mit CD

Kevelaer: Butzon&Bercker Verlag, 2024
112 Seiten m. farb. Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-7666-3686-7

Die Trauer um den Tod eines nahestehenden Menschen gehört in der Menschheitsgeschichte sowie in den verschiedenen Kulturen und Religionen zu einer der tiefsten existenziellen Herausforderungen. Es gibt dabei nicht nur eine Form der Trauer, geschweige denn eine richtige oder falsche. Jede und jeder muss sich dem Tod und der Trauer persönlich stellen und im eigenen Leben damit umgehen. Jeder Tod, jedes Sterben, jeder Verlust, jede Trauer ist unterschiedlich. Gemeinschaft und Begleitung können helfen, Kunst, Musik, Texte und ein Buch manchmal ebenso.

Eine solche Hilfe bietet das Buch „Ich bin traurig, du bist da“, das zugleich ein inklusives Kunstwerk ist und Trost schenken möchte. Es ist im Zusammenwirken mit Menschen mit Beeinträchtigungen in einer Schreib-, Mal- und Musikwerkstatt mit Fachleuten entstanden und wurde von der Aktion Mensch gefördert. Sensibilität, Empathie, Kreativität und Expertise werden in diesem Werk sichtbar; Menschen mit ihren eigenen Trauererfahrungen kommen zu Wort und drücken sich in Bildern aus.

Trauer kann alle Sinne ansprechen; der Verlust ist in so vielen Situationen im Alltag spürbar. Das gilt es wahrzunehmen. Es geht aber auch darum, sich und anderen das Recht einzuräumen, trauern zu dürfen mit allen Gefühlen, die dazugehören und mit denen es umzugehen heißt (zum Beispiel: „Wenn ich wütend bin, schreie ich ins Klo und ziehe ab.“). So geht das Buch in einem ersten, größeren Teil auf die Realität der Trauer ein: der Tod eines nahen Menschen, die Trauer mit allen Sinnen und das Recht auf Trauer. In einfacher Sprache erfolgt so im ersten Teil eine Annäherung an das komplexe Phänomen der Trauer oder, wie es der erste Teil des Titels ausdrückt,



„Ich bin traurig“. Menschen beschreiben Trauer als schwarzes Tuch, das sich über einen legen kann, als Schlag in den Bauch, als Tunnel. In einem zweiten Teil des Buches geht es dann um konkrete Hilfen in der Trauer z.B. durch Erinnerungen, Musik, Gebet oder Schreiben und Malen. Der letzte Teil ist überschrieben mit „Wir bleiben verbunden“.

Im Buch wechseln sich Textpassagen und Zitate sowie Erzählungen aus dem Leben mit Bildern aus der Malwerkstatt und mit insgesamt zwölf Liedern/Instrumentalstücken ab. Eine CD liegt dem Buch bei. Instrumentalstücke und Lieder nehmen sensibel Trauer, Verlust, Angst, Hoffnung und Glaube auf und finden so vielleicht Worte und Klänge, die in der Situation der Trauer einen weiteren Zugang zum Umgang ermöglichen können.

Optisch sind die Buchseiten klar aufgeteilt und mit Symbolen leicht den einzelnen Kategorien zuzuordnen. Zwei Einlegebändchen in Schwarz und Gelb helfen als Lesezeichen. Am Ende gibt es nicht nur eine klassische Autorenübersicht, sondern allen Mitwirkenden sowie den Künstlerinnen und Künstlern wird gedankt.

Der zweite Teil des Buchtitels „du bist da“ ermöglicht bei der Lektüre verschiedene Zugänge, darunter den religiösen als eine Option mit Angeboten des Gebets in Texten und Liedern. Ebenso zeigt sich, wie wichtig Mitmenschen in unserer Trauer sein können, vor allem wenn sie einander aushalten mit ambivalenten Gefühlen. Als dritter Zugang des „du bist da“ ziehen sich zahlreiche Erinnerungen durch unser Leben; die Verstorbenen bleiben da in unserem Leben. All diese Facetten finden sich in diesem Buch für Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. „Trost-Gedanken und Lieder“, wie der Untertitel lautet – wer kann das nicht an bestimmten Punkten im Leben gut brauchen?

Silke Lechtenböhrer

Jonathan Haidt
Generation Angst
**Wie wir unsere Kinder an die virtuelle Welt verlieren
und ihre psychische Gesundheit aufs Spiel setzen**
Aus dem Englischen von Monika Niehaus und Jorunn
Wissmann

Hamburg: Rowohlt Verlag. 42024
445 Seiten m. s-w Abb.
26,00 €
ISBN 978-3-498-02837-7

Wer – wie der Rezensent – in den letzten Jahren die Hoffnung hegte, dass das großartige Buch „Wir amüsieren uns zu Tode“ von Neil Postman eine Fortsetzung finden würde, die das Aufkommen und die Nutzung sogenannter Sozialer Medien thematisiert, sieht seine Erwartungen vielleicht ansatzweise in dem New-York-Times- und Spiegel-Bestseller „Generation Angst“ erfüllt. Der Autor, Jonathan Haidt, ist im Unterschied zu Postman kein Medientheoretiker, sondern Professor für Sozialpsychologie. Ihm ist es gelungen, auf der Grundlage einer überwältigenden Menge an Datenmaterial nur schwerlich als zufällige Korrelationen einzuordnende Befunde in einen Erklärungszusammenhang zu bringen, der auf der Basis sorgfältiger Analysen des Forschers und seines Teams ein hohes Maß an Plausibilität bietet und den verwunderten Leser sich fragen lässt, warum in Deutschland im Gegensatz zu Ländern wie Frankreich oder Australien die von Sozialen Medien für die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen ausgehenden Gefahren weiterhin verharmlost werden.

Der Rezensent befürchtet, dass das im internationalen Vergleich beträchtliche Ausmaß an infrastrukturellen und bürokratischen Defiziten bei der Digitalisierung von Behörden und Unternehmen durch ein Ignorieren pädagogischer Bedenken und einen Overkill an technischen Geräten für die Schulen kompensiert und das schlechte Gewissen der für den desolaten baulichen Zustand sowie die mangelhafte Personalausstattung der Schulen Verantwortlichen durch die Zuweisung digitaler Ressourcen in schwindelerregender Höhe gestillt werden soll.



Jonathan Haidt gewinnt die Sympathien der Leser seines im populärwissenschaftlichen Stil gehaltenen Buches, indem er viele Details und Anekdoten aus seinem Leben als Familienvater einfließen lässt und sich zum Beispiel auch zu eigenen Fehlern in der Vergangenheit bekennt („Meine Frau und ich benutzten die Teletubbies, um unsere Kinder zu ‚hypnotisieren‘ und zu beruhigen.“), indem er das seinen Schlussfolgerungen zugrundeliegende Datenmaterial sehr vorsichtig und abwägend interpretiert und dennoch das immense Potential, das die Digitalisierung, insbesondere das Internet, aber auch Videospiele für das pädagogische Handeln in Schule und Bildung mit sich bringen, nicht in Abrede stellt. Gleichzeitig betont der an der New York University lehrende Professor, dass die Forschungen in dem von ihm untersuchten Gebiet noch lange nicht abgeschlossen sind.

Interessanterweise beschreiten diejenigen, die als die innovativsten Protagonisten der Digitalisierung gelten, im Hinblick auf ihre eigenen Kinder den vorsichtigsten Weg im Umgang mit digitalen Geräten: „Der Wert einer smartphonefreien, ja sogar bildschirmfreien Bildung zeigt sich in der Wahl der Schulen, auf die viele Tech-CEOs ihre eigenen Kinder schicken, darunter die Waldorf School of the Peninsula im Silicon Valley, in der alle digitalen Geräte – Smartphones, Laptops, Tablets – verboten sind. Das steht in starkem Kontrast zu vielen öffentlichen Schulen, die oftmals Eins-zu-eins-Technologieprogramme vorantreiben, damit jedes Kind ein eigenes Gerät erhält.“

Der Autor selbst geht mit seinen Forderungen und Empfehlungen nicht so weit. Er plädiert unter anderem dafür, dass Schulen smartphonefrei sein sollten, dass Mädchen und insbesondere Jungen wieder mehr Kontakt zur realen Welt und die Möglichkeit erhalten sollten, unbeaufsichtigt im Freien spielen zu dürfen, dass die Bildschirmnutzung für Unter-Sechsjährige auf „die Interaktion mit Familienmitgliedern via FaceTime, Zoom oder andere Video-Plattformen“ beschränkt werden sollte, dass Social-Media-Accounts erst für Sechzehnjährige verfügbar sein sollten und dass die Pausenzeiten an den Schulen ausgeweitet werden sollten.

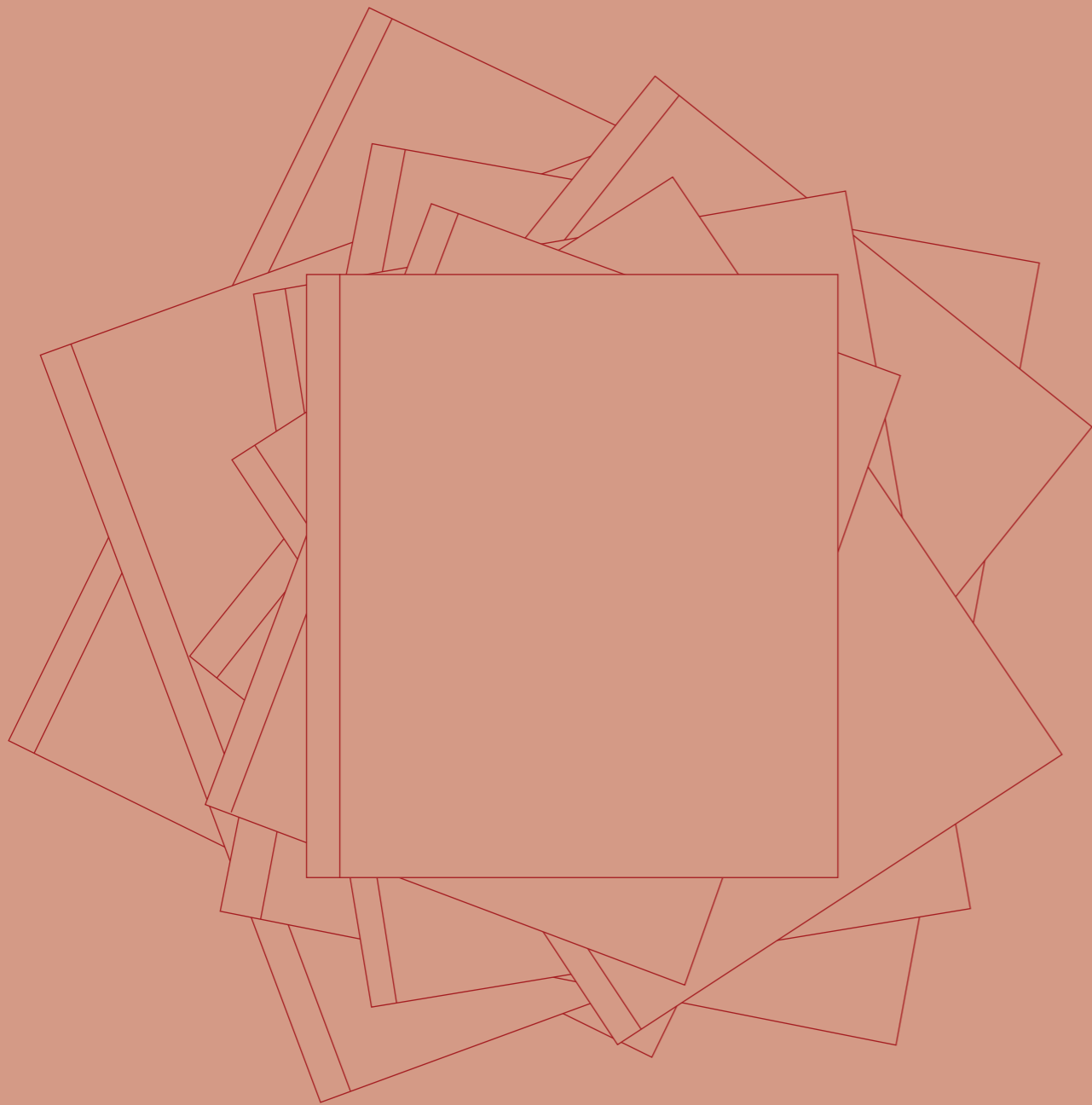
Wie gelangt der Autor zu diesen und vielen anderen Empfehlungen, die er im IV. Teil seines Buches unter dem Titel „Gemeinsam für eine gesündere Kindheit“ ausführlich erläutert? Die statistisch belegte massive Zunahme von Symptomen wie Angststörungen, Depressionen, suizidalem Verhalten und anderen individuellen sowie sozialen Störungen bei den Angehörigen der Generation Z bringt der Autor mit dem Sachverhalt in einen Zusammenhang, „dass das iPhone im Juni 2010 eingeführt wurde. Es war das erste Smartphone mit einer Frontkamera, was es

viel einfacher machte, Selfies, also Fotos und Videos von sich selbst, aufzunehmen. [...] In diesem Jahr wurde zudem mit Instagram eine App geschaffen, die nur auf Smartphones lief.“

Minutiös legt der Sozialpsychologe die Auswirkungen exzessiver Nutzung Sozialer Medien auf die Seelen junger Menschen dar und macht dem Leser dadurch die „zentrale These“ des Buches deutlich, „dass diese beiden Trends – Überbehütung in der wirklichen Welt und Unterbehütung in der virtuellen Welt – die Hauptursachen dafür sind, dass nach 1995 geborene Kinder zur ‚ängstlichen Generation‘ wurden.“

Denjenigen Lesern, die nicht der Generation Z, sondern einer älteren angehören und nach Erklärungen für Verhaltensänderungen bei sich selbst und ihrem ebenfalls im höheren Alter befindlichen Umfeld suchen, sei dringend die Lektüre des 8. Kapitels „Gewinn und Verlust an Spiritualität“ empfohlen. In ihm wird überzeugend begründet, warum das „smartphonebasierte Leben“ eine Auflösung von Zeit, Raum, Mitgefühl, eine „spirituelle Degradierung, nicht nur bei Heranwachsenden, sondern bei uns allen“ nach sich zieht.

Jochen Ring



Manfred Gerwing
Gott – mehr als ein Wort
Grundlagen der Gotteslehre
Eichstätter Studien Bd. 86

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2024
648 Seiten
68,00 €
ISBN 978-3-7917-3325-8

Der profilierte und inzwischen emeritierte Eichstätter Dogmatiker und Dogmengeschichtler Manfred Gerwing (Jg. 1954) krönt seine Gelehrtenlaufbahn mit dem großen Werk „Gott – mehr als ein Wort“, in dem er systematisch, historisch (nicht historisierend!) und an Porträts orientiert die Grundfrage nach Gott erörtert. Die Darstellung fordert intensives Mitdenken, ist trotz eines hohen und auch oft abstrakten Niveaus verständlich und durch Bezüge zu Quellentexten und konkrete Prüfungsfragen „kompetenzorientiert“, wie es schon im Klappentext heißt.

Der Theologe ist Schüler des bekannten sudetendeutschen Historikers Ferdinand Seibt (1927-2003) und des Bochumer Dogmatikers Ludwig Hödl (1924-2016). Er qualifizierte sich mit gewichtigen mediävistisch-theologischen Arbeiten, die ihm 2002 den Ruf nach Eichstätt einbrachten. 2005 übernahm er von Hödl die Mitherausgeberschaft der renommierten Münsteraner „Baeumker-Reihe“ zur „Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters“. Gerwing war neben seinem Lehrstuhl seit 1996 auch leitend am kirchlichen „Institut für Lehrerfortbildung“ in Essen-Werden tätig und erhielt bei seinem Ausscheiden dafür aus der Hand des Münsteraner Bischofs Felix Genn 2019 einen der höchsten kirchlichen Orden für Laien, den päpstlichen Gregoriusorden.

Die Gotteslehre ist der zentrale Traktat katholischer und evangelischer Theologie. Seit Überwindung der Neuscholastik durch ein mehr heilsgeschichtliches Denken wird keine Trennung mehr zwischen der Lehre von „Gott dem Einen und dem Dreipersönlichen“ (L. Ott) vollzogen. Die neueren katholischen Lehrbücher der Gotteslehre von Johann



Auer (1978), Walter Kasper (1982), Franz Courth SAC (1993), Gerhard L. Müller (1995) und Leo Scheffczyk (1996) sind trinitarisch orientiert und werden nun durch Gerwings historisch-analytische Portraits der abendländischen Theologiegeschichte erweitert. Der aktuelle Forschungsstand der Trinitätslehre, die den christlichen Gottesbegriff vom reinen Monotheismus des Judentums und des Islams unterscheidet, wird eingangs mit Thomas Schärfl-Trendel (München) knapp skizziert und auf das Verständnis von Person konzentriert – mit einem Exkurs „Eigenschaften Gottes?“ Als Wesenseigenschaft Gottes wird dann mit 1 Joh 4,8 „die Liebe“ gesehen (41-47). Sozial- oder Geschlechtertypologien sollten aber nicht trinitarisch verzweckt werden. Auch der Grundtenor des Buchs, die oft wiederholte Erkenntnis in Anselm von Canterburys „Proslogion“ von Gott als jener Wirklichkeit, „worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann“, ja mehr noch „jene Wirklichkeit, die größer ist als all unser Denken“ (42), wird erstmals erwähnt. Darauf folgen spannende Kapitel mit Gegenwartsbezügen: „Leben ohne Gott?“ geht auf den vom Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki erneuerten Projektionsvorwurf Feuerbachs ein, „Eine kleine Geschichte des Größten“ liest sehr kritisch Manfred Lütz' gleichnamigen Bestseller „Gott“ (2010), dem keine Widerlegung Feuerbachs gelungen

sei, weil er (wie Hans Küng, der nur nach „Existiert Gott?“ fragt) die ganz andere und größere Größe Gottes nicht im Blickfeld hat (55).

Kapitel 5 behandelt dogmatische Perspektiven, die Orientierung am „Credo“ der Kirche und den darauf gegründeten Gottesbegriff. „Sieben Thesen“ (69) machen das didaktisch vermittelbar. Kapitel 6 und 7 („Glaube und Theologie“; „Zur Hermeneutik“) reflektieren facettenreich die Sprachweisen des Glaubens und mit Thomas von Aquin die Wichtigkeit des Schweigens, die auch die Mystik prägt. Gerwing zitiert Rilkes bekanntes Gedicht „Der Panther“ als Beispiel einer religiösen Sprache und Erfahrung (80f). Theologie wird methodisch als Wissenschaft vorgestellt, deren Prinzip die Lehre der Analogie bildet und die sich biblisch und literarisch der historisch-kritischen Methode bedient. In den Kapiteln 8 und 9 wird dies breit in alttestamentlicher (Gott unserer Väter, Name Gottes, Gott des Bundes, Schöpfer-Gott) und neutestamentlicher (Gott Jesu, sich in Jesus offenbarender Gott, Ikone Gottes) Sicht von Gerwing exemplifiziert. Dabei führt er verschiedene Richtungen und Schulen der Exegese ergänzend zusammen, kann Klaus Berger oder Thomas Söding gleichermaßen zitieren.

Die Gotteslehre der großen Theologen der Patristik von Irenäus von Lyon bis Dionysius Areopagita wird bildhaft und lehrreich mit biografischen Bezügen dargestellt (206-284). Trinitarisch ausgeführt wird der Personenbegriff bei Boethius als Hypostase, als „natura rationalis individua substantia“ (267) und als Ausklang das oft fälschlich „athanasiasisch“ bezeichnete Glaubensbekenntnis „Symbolum Quicumque“ (DH 75f) lateinisch-deutsch zitiert. In den nachfolgenden Kapiteln über die Theologie des Mittelalters (285-424) ist Gerwing in seinem Element und man spürt bei jeder Schilderung den Experten, für den der ehemalige Bochumer Kollege

Kurt Flasch mit seinen Augustinus-, Cusanus- und Eckhart-Forschungen trotz seiner Distanzierung vom Christentum ein kritisch-respektierter Antipode ist und dessen „Buch der 24 Philosophen“ über die Gottesfrage zitiert wird. Kein großer Geist von der Frühscholastik (Anselm, die Viktoriner, Rupert von Deutz und Joachim von Fiore) und Scholastik (Bonaventura, Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Duns Scotus) bis hin zu Nikolaus von Kues wird ausgelassen, alle werden in ihrer Gotteslehre erfasst, verstanden und kongenial dargestellt.

Manfred Gerwings Rezeptionsfähigkeit und Urteilskraft beschränkt sich nicht auf das Mittelalter, sondern zeigt sich auch im Umgang mit Martin Luther, dessen biblisches Gottesverständnis anerkannt und nicht (wie bei A. v. Stockhausen) manichäisch verdächtigt wird. Hochinteressant der geschilderte Disput Luthers mit Erasmus über den „freien Willen“ und die über Leibniz und Kant hinwegspringende Analyse von Hegels Gottes- und Trinitätslehre. Einzigartig sind in Kapitel 13 („Exemplarische Konzeptionen gegenwärtiger Trinitätstheologie“) Gerwings ausführliche Charakterisierungen evangelischer Trinitätstheologen: Karl Barth, Eberhard Jüngel, Wolfhart Pannenberg und besonders intensiv Jürgen Moltmann, bei dem der auch für Balthasar zentrale Begriff der Sendung („missio“) gesehen wird. Nicht weniger instruktiv sind die Portraits der katholischen Theologen Karl Rahner, der die Identität von immanenter und ökonomischer Trinität lehrte, Hans Urs von Balthasar, der „theodramatisch“ und in seiner „Theologik“ eigene Akzente setzte, und Joseph Ratzinger, dessen Gottesbild anhand seiner „Einführung in das Christentum“ exemplifiziert wird. Kapitel 14 widmet sich dem Thema „Gott im Dialog der Religionen“ und geht von den Dialogtheologen Ramon Llull (1232-1316) und Nikolaus Cusanus (1401-1464) aus. Den postmodernen pluralistischen Religionstheologien (John Hick, Paul Knitter)

wird der „Absolutheitsanspruch des Christentums“ (555) jenseits von Exklusivismus und Inklusivismus mit Cusanus ein „Präsumtivismus“ (559) und die Liebe als „Inhalt christlicher Offenbarung“ (560ff) gegenübergestellt. Dabei reflektiert Gerwing auch auf die Religionen des Buddhismus und des Islam, mit denen der Dialog nicht abstrakt, sondern nur auf der Ebene der Liebe geführt werden kann. Abzulehnen sind alle Formen des Pantheismus und des Deismus. Man spürt bei aller Wissenschaftlichkeit: Gerwing kennt die Sorgen und Nöte der Lehrerinnen und Lehrer vor Ort, vor allem die ständige Jagd nach geeigneten Texten für den konkreten Unterricht. Sein „Opus magnum“ ist eine wahre Fundgrube von exponierten Essays (mit Lehrerkommentar) zum Thema „Gott“ für jeden Religions- und Philosophieunterricht.

Zum Abschluss geht es dem Eichstätter Dogmatiker um die Theodizee, das nie beantwortete Thema „Gott und das Leid“ (572-591). Das Leid Unschuldiger war für den Dichter Georg Büchner in seinem Drama „Dantons Tod“ der „Fels des Atheismus“ (573). Die Frage nach dem Sinn des Leidens sei unbeantwortbar, auch die „Prozesstheologie“ (576) wisse nicht weiter. Einen subtilen Ausweg bildet allein die cusanische Reflexion und Hoffnung auf das sich ins Ewige erhebende „Können selbst“ (578-587), auf das „Über hinaus“ dessen, der mit Anselm größer als alle Gedanken über ihn ist. Das Leben der Liebe ist ein Risiko, aber nur in ihr kann jener Wunsch aus des Boethius „Consolatio philosophiae“ Wirklichkeit werden, den Gerwing zum Schlusssatz seines inhaltsreichen, konzentrierten und die Jahrtausende überblickenden Lehrbuches wählt: „O felix hominum genus, si vestros animos amor, quo coelum regitur, regat!“ (Glückselig der Mensch, in dessen Herz jene Liebe herrscht, die auch den Himmel regiert).

Stefan Hartmann

Stefan Walser (Hg.)

Fehlt Gott?

Eine Spurensuche

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2. Auflage 2024

148 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-7867-3337-9

Der Titel des Buches weist auf interessante aktuelle Probleme hin, denen sich sieben Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven stellen: Gott ist für immer weniger Menschen in unserer heutigen Gesellschaft selbstverständlich. Bei der Frage danach, ob er fehlt, kann man unterschiedliche Akzente setzen. Diese stellt der Herausgeber des Buches in der Einleitung kurz vor, verbunden mit dem Namen des jeweiligen Autors.

Die Spurensuche beginnt mit dem Fragen. Dessen Bedeutung und unterschiedlichen Inhalt stellt Paul Deselaers mit anschaulichen literarischen Bezügen heraus. Auch die biblische Überlieferung erzählt selbstverständlich davon.

Margareta Gruber führt die vier Bilder aus dem Markusevangelium: Taufe, Verklärung, Kreuzestod und Auferstehung als Weg der Nähe und der Ferne zwischen Vater und Jesus vor Augen. Ihm nachzufolgen, heißt, an seiner Gottesbeziehung teilzunehmen. Damit ist der mystische Aspekt der Nachfolge gekennzeichnet. Diese existentielle Dimension geht dem ethischen Aspekt, der Nachfolge im alltäglichen Handeln, voran, das die Botschaft Jesu umsetzt.

Gerade spirituell engagierte Menschen erfahren in ihrem Leben auch das Schweigen Gottes. Unterschiedlichen Manifestationen dieser Erfahrung der Gottesverdunkelung geht Klaus Kleffner mit Bezug auf Johannes vom Kreuz und drei Stellen aus den beiden Korintherbriefen des Paulus nach. Vor Damaskus vom Gotteslicht geblendet, nachtblind, sieht sich Paulus dazu gedrängt, das Evangelium zu verkünden. Den Korinthern teilt der Prediger seine Leiden und Freuden, Stärken und Schwächen mit. Damit fordert er die Starken in der Gemeinde dazu auf, auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen. Die Erfahrung



der Dunklen Nacht bei Johannes vom Kreuz kann als Selbstverkündigung Gottes an den suchenden Menschen gesehen werden. Diese Erfahrung an- und auszusprechen kann Verkündigende und Adressaten entlasten. Auf dem Glaubensweg auch die Gottferne zu erleben und zuzulassen, könnte die Chance beinhalten, Gott um seiner selbst willen zu lieben.

Gott ist weg. In Anknüpfung an die Religionskritik stellt sich Jürgen Werbick dieser Situation. Es geht darum, Gott draußen, jenseits des Gewohnten zu suchen. Wer immer neu versucht, sein Anklopfen zu hören, blickt anders auf die Wirklichkeit, vertraut Gott, der sich nicht brauchen lässt. Gott betreibt kein Versteckspiel, sondern fordert heraus, ihn in den Alltag hineinzulassen, wozu auch gehört, dass man wie die Jünger angesichts der Verborgenheit Gottes und der Fremdheit des auferstandenen Christus auf dem Weg nach Emmaus ratlos ist. Aber hier kann Einsicht und Aufbruch geschehen, mit und zu den Menschen. Unter ihnen wird man dem Herrn der Kirche begegnen. Diese ist glaubwürdig, wenn sie Gott sucht, es wagt, solidarisch mit den Mitmenschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen mitzusuchen und mitzufühlen.

Martin Rohners religionsphilosophischer Beitrag über die Zerbrechlichkeit des Gottvertrauens fragt zunächst, wie sich das Fehlen Gottes zeigt: deistisch, atheistisch, agnostisch und fundamentaltheologisch, Letzteres im Sinn der Verborgenheit Gottes: Der Gottesglaube ist nicht selbstverständlich. Wie kann man existentielle Erfahrungen als Transzendenzerfahrungen verstehen? Die Voraussetzung dafür besteht in einem Dialog zwischen Existenzphilosophie und Kulturtheologie: Der Sprache des Glaubens kann man neu begegnen, wenn man Sinnerfahrungen und Sehnsuchtsbilder der Zeitgenossen versteht. Der verborgene Lebensglaube von Menschen macht Möglichkeiten bewusst, die Glaubenssprache neu zu artikulieren. Diese wird dann überzeugen, wenn sie angesichts der Zerbrechlichkeit gegenwärtiger religiöser Existenz ihre eigene Unsicherheit zeigt.

Hans Joachim Höhn geht es in seinem Beitrag „Ausgeliebt? – oder: wie Gott zu Tode geglaubt wird.“ um die fatalen Auswirkungen einer Glaubensverkündigung, die es mit ihrem Sprechen vom lieben Gott gut meint, aber das Gegenteil von gut ist. Als religiöse Dublette eines romantisch-kitschigen Liebesideals dient das Reden vom lieben Gott gegen seine Absicht lediglich dazu, mangelnde zwischenmenschliche Anerkennung auszugleichen. Die Sackgasse eines solchen Glaubens an den lieben Gott zeigt sich unabweisbar angesichts von Krisen und Leiden, die auch Glaubenden nicht erspart bleiben, was sich zum Beispiel während der Coronapandemie zeigte. Darum ist es Zeit, an die Einsichten der negativen Theologie zu erinnern. Mit Bezug auf Dietrich Bonhoeffer formuliert: Ein Leben vor Gott erspart uns nicht, in der Welt ohne ihn zu leben. Wir können nicht auf ihn zugreifen, nicht mit seinem Eingreifen rechnen. Die frommen Klischees und kitschigen Gottesbilder halten der Wirklichkeit nicht stand. Weggeräumt öffnet sich ein neuer Blick für

die Beziehung zwischen Gott und Mensch. Metaphorisch kann man von Gott als dem Horizont sprechen, vor dem man lebt.

Der Herausgeber Stefan Walser macht im abschließenden Beitrag des Buches bewusst: Dass Gott fehlt, fordert in der Predigt den vorsichtigen Umgang mit diesem Wort. Gott erklären zu wollen, wäre ähnlich wie einen Witz zu erklären. Stattdessen meditiert Predigtstil und Predigtsprache als poetische Rede die biblischen Texte, bewegt sich in ihnen. Die Predigt wird zur künstlerischen Tätigkeit. Sie findet kreativ Worte, um Erfahrungen zu ermöglichen, in denen Gott vorkommt.

Die vielfältigen interessanten Beiträge mit ihren unterschiedlichen Zugängen zum Thema sind als ganze oder in Textausschnitten nicht nur für das religiöse Gespräch und den Unterricht besonders geeignet. Sie können außerdem persönliche Fragen anstoßen und Überlegungen in unterschiedlichen Diskussionen mit septischen Zeitgenossen vertiefen. Das lesenswerte Buch motiviert eindrücklich zur Spurensuche.

Heribert Körlings

Philipp David

**Der Tod Gottes als Lebensgefühl der Moderne
Geschichte, Deutung und Kritik eines
Krisenphänomens**

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag. 2023

XIII, 860 Seiten

149,00 €

ISBN 978-3-16-154568-9

Zu den unthematischen wie thematischen Erlebnistönungen der Moderne gehört eine spezifische Weise des Bewusstseins vom „Tode Gottes“ bzw. von Göttern. Philipp David legt hier ein Buch vor, das einen breiten und differenzierten Blick auf ein wesentliches religionsgeschichtliches und -psychologisches Motiv ermöglicht.

Die Bedeutung des Themas erwächst für den Autor aus der Zeitsituation, in der sich sowohl die aktuelle Philosophie als auch das Alltagsleben weitgehend jenseits der ‚Gotteshypothese‘ eingerichtet haben (4). Unter diesem Gesichtspunkt bedeutet die „Wahrnehmung und Beschreibung des Wortes vom Tod Gottes als ein vielsagendes wie umstrittenes existenzielles Krisenphänomen wahrzunehmen ...“, theologische, philosophische und literarische Texte durch diese hermeneutische Brille zu lesen und einen radikalen theologischen U-Turn zu vollziehen“ (11). David betont, dass die Theologie sich in einer „Suchbewegung mitten in das Ereignis des Todes Gottes“ (39) stellen müsse und keine äußerliche Distanz pflegen dürfe. Nur so könne sie auch eine Aufarbeitung des zurzeit blühenden Fundamentalismus leisten (126).

Der erste Hauptteil der Arbeit widmet sich, nach methodischen Überlegungen und der Darstellung des Forschungsstandes, drei gleichsam paradigmatischen Varianten des Themas in der Antike (Ägypten, hellenistisches Denken, frühes Christentum). In einer „Szenenfolge, deren Verwurzelung im Totenkult unverkennbar ist“ (155), vollzieht sich im ägyptischen Bereich das Sterben und Zurückkehren der Götter, wie der Autor besonders am Beispiel von Isis und Osiris und ihrer zum Leben erweckenden Liebe



als Teil einer „kosmotheistischen Ordnung des Lebens“ (198) erläutert. In der „Epochenschwelle“ (163), der Zeit Jesu von Nazareth und des Tiberius, erzählt Plutarch vom Erschrecken bei der Schiffsbesatzung, als sie von der Paxosinsel her den Ruf hören, dass der „große Pan“ (165) tot sei. Seit dem neunzehnten Jahrhundert bekommt diese Erzählung für viele zeitgenössische Autoren eine wichtige Bedeutung. Als drittes wichtiges Motiv bezieht sich dann David auf das Kreuzesgeschehen und den christlichen Auferstehungsglauben.

In der Neuzeit wirken alle drei Motive auf einer „theologische(n)“, „zeitdiagnostische(n)“ und „existenzialhermeneutischen“ (199) Ebene auf das Lebensgefühl ein. Ab dem 17. Jahrhundert nimmt das „Gefühl der Gottverlorenheit als Vorahnung des Todes Gottes“ (200) zu. Die selbstverständliche Voraussetzung der Alternativlosigkeit des Christentums gegenüber anderen Religionen und die der Religion gegenüber nichtreligiösen Weltanschauungen gerät schrittweise ins Wanken. Immanuel Kant zerstört die Voraussetzung eines theoretischen Gottesbeweises, Fichte schien für viele Leser Gott auf Moralität zu reduzieren und Feuerbach macht dann endlich den Menschen „zum Maß aller Dinge und der Wirklichkeit überhaupt“ (217). Schleiermacher geht den Weg einer Antwort auf diese Gotteskrise, indem er herauszuarbeiten versucht, dass der Bezug auf Gott durch einen Bezug auf „die Anschauung und das Gefühl des Universums“ (227) als „unmittelbare Wahrnehmung“ (Schleiermacher zitiert: 231) ersetzt werden kann. „Literarische Deutungsvarianten“ (250) des Tod-Gottes-Erlebnisses werden nun vorgestellt. Jean Paul, Heinrich Heine, Herman Melville und Wolf Dietrich Schnurre werden exemplarisch angeführt. Das Fazit des Autors für diesen Durchgang lässt sich mit ihm so formulieren: Während das achtzehnte Jahrhundert den Tod Gottes noch „albtraumhaft“ ahnt, das neunzehnte Jahrhundert darüber langsam zur „Gewissheit“ kommt, wird derselbe für das zwanzigste Jahrhundert in den „Schreckenserfahrungen der beiden Weltkriege und des Holocaust zu einem wirkmächtigen Symbol“ (298).

Als „Fazit und Ausblick“ (416) im Hinblick auf die Überleitung in den theologischen Teil beschreibt der Autor den Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts einsetzenden, „westeuropäische(n) Weg zum Massenatheismus“ (419) symbolisch als Weg von Hegel zu Nietzsche. Hegel stellt den Verlust des Bewusstseins

vom transzendenten Absoluten fest und Nietzsche konstatiert den Verlust des „Bewusstsein(s) vom Verlust“ (417). Für die in den Kapiteln vorher ausführlich besprochenen – in der Folge seines eigenen systematischen Denkens bedeutsamen – Philosophen Martin Heidegger, Wolfgang Janke und Wilhelm Weischedel bleiben dann Haltungen des Offenseins, des Aushaltens radikaler Endlichkeit, des „offenen Nihilismus“ (424), die in den Zusammenhang einer Offenheit für ein qualitativ neues und tieferes „Ereignis“ (Martin Heidegger) von transzendenter Alterität gestellt werden können.

Anhand von Herbert Braun, Dorothee Sölle, Jürgen Moltmann, Eberhard Jüngel und Falk Wagner arbeitet David danach heraus, dass „der Tod Gottes als Tod des Sohnes und als Tod des Todes zu verstehen sei“ (604), ohne dass die „metaphysikkritischen Heimholungsaktionen“ (606) zu einem „eindeutigen Gebrauch“ (606) des Begriffs führen würden. David verlangt gegenüber diesen „Heimholungsaktionen“ ein „klare(s) Einlassen der Theologie auf den ‚gottlosen‘ Erfahrungsraum“ (611).

Auf den restlichen 159 Seiten unter dem Titel „Systematische Perspektiven und kritische Revisionen“ (613) erinnert David daran, dass zur Religion auch die nicht nur externe, sondern auch interne Religionskritik gehört. Eine heutige Theologie muss sich eine radikale Fragehaltung (Wolfgang Janke) angewöhnen und die Intention von Paul Tillich ernst nehmen, dass theologisch relevante Gedanken wesentlich auf einen „Gegenstand, sofern er über unser Sein und Nichtsein entscheidet“, bezogen sind (Tillich zitiert in 633). Eines der heute wichtigen „Signalwörter, hinter dem sich Narrative verbergen“ (641), ist die Rede vom Tode Gottes. Mit Wolf Schmidts Kriteriologie gehört zu einem „Ereignis“ (alle Bestimmungen in 644) eine „Faktizität oder Realität“ von Veränderungen bzw. ihrer „Resultativität“.

Sie führen zu einer „Zustandsveränderung“, die unvorhersehbar war („Imprädkabilität“) und die von einer breiten Weltbedeutung ist („Konsekutivität“). Damit ergibt sich eine „Irreversibilität“ der neuen Situation. Und weil das Ereignis weder üblich noch auf Wiederholung angelegt ist, eignet ihm endlich eine „Non-Iterativität“ (644). In diesen Hinsichten ist die Metapher vom Tode Gottes als „semantische Innovation“ (646) zu begreifen.

Dem vorausgesetzten innovativen Charakter der Erfahrung des Todes Gottes entspricht nach David eine radikale Fragehaltung im Zusammenhang des tiefen Bewusstseins der eigenen radikalen Endlichkeit unter dem Gesichtspunkt nicht nur des gottverfügten Sterbens, sondern auch des Geborenwerdens in ein Universum als vorgegebenen Gestaltungsraum, als Raum der Nachbildung des Tuns eines möglichen ersten Bildners. „Das ... Nach-Denken des (de-)konstruktiven (Stör-)Potentials der Metapher ‚Gott ist todt!‘ für eine existenzialhermeneutische Neuinterpretation der Gehalte der christlichen Religion zur Kultivierung des Um-Denkens als Ausdruck der endlichen Freiheit des Menschen hat in allen seinen Teilen vor dem Vergessen des Todes Gottes – und Gottes – bewahrt und damit vor dem Vergessen der erst dadurch ermöglichten Gabe der Bildung des Selbst.“ (725)

Die Lektüre des Buches führt dazu, dass man sofort daran geht, Beispiele aus Philosophie und Theologie sowie aus Bildender Kunst, Musik und Literatur zu suchen, in denen der Tod Gottes zumindest eine Rolle spielt. Es ist ganz klar, dass man von dem Autor keinen Wendezeit-Vorschlag für ein epochales Problemlösen erwarten kann. Er arbeitet allerdings eine wesentliche Erlebnistönung unserer heutigen Kultur daraus. In dieser Hinsicht ist es eine vorzügliche Arbeit und ein Meilenstein im Kontext der Frage, was Grundelemente von Säkularisierung sind.

Linus Hauser

Magnus Striet

Alte Formeln – lebendiger Glaube
Das Glaubensbekenntnis ausgelegt für die Gegenwart

Freiburg: Herder Verlag. 2024

175 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-39859-9

Wie der Titel des vorliegenden Werkes ankündigt, versucht der Freiburger Fundamentaltheologe Magnus Striet die „alten Formeln“ des überlieferten Glaubensbekenntnisses für einen lebendigen Glauben der Gegenwart neu zu erschließen. Aus nachvollziehbaren Gründen ist ihm angesichts der heutigen kosmologischen und evolutionsbiologischen Kenntnisse der Glaube an einen paradiesischen Urzustand der Menschheitsgeschichte nicht nachvollziehbar. Genauso wenig nachvollziehbar ist ihm die Vorstellung einer Ursünde, die von Adam auf die Menschheit übergegangen ist. Vielmehr sei der Mensch zuallererst das Ergebnis einer Millionen Jahre währenden Evolutionsgeschichte, das allerdings mit der Fähigkeit ausgestattet sei, durch Akte der Freiheit zur Natur – seiner inneren wie auch der äußeren – in ein Verhältnis zu treten. Insofern wird Gott denkbar als ein Schöpfer, der dem Menschen Freiheit geschenkt hat und um die freie Erwidmung dieser Liebe wirbt. Damit geht er zwangsläufig das Risiko ein, dass der Mensch diese Liebe nicht erwidert, und die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus ist darum geboren aus dem göttlichen Willen, dem Menschen auch dort noch seine Freundschaft anzubieten, wo dieser sie auf eine für Jesus tödliche Weise zurückweist.

Mit einer auffallenden Selbstverständlichkeit setzt Striet dabei Freiheit und Autonomie des Menschen voraus, während die klassische Erlösungslehre für ihn mentalitätsgeschichtlich verheerende Folgen hat: Philosophiegeschichtlich ist es insbesondere Immanuel Kant, dessen Freiheitsverständnis ihm rückwirkend eine Schöpfungsvorstellung erschließt, die nicht im genannten Sinne durch die Ursünde verdunkelt ist: „Deshalb ist das Credo in seiner Auslegung mit einem normativen Begriff



von Freiheit zu versöhnen, der sich aus der Tradition des Freiheitsdenkens in der Aufklärungsepoche schlechthin versteht. Nicht Nietzsche, nicht Heidegger, sondern Kant soll sein.“ (67) Jesus ist dann auch nicht für uns und um unserer Sünden willen gestorben, denn diese Vorstellung würde „die moralische Dignität Gottes vernichten“ (92). Sein Tod war vielmehr das Ergebnis innerjüdischer Auseinandersetzungen. Mensch geworden ist Gott vielmehr, weil er auf bleibende Weise die Freundschaft des Menschen sucht.

Gerade im Blick auf das skizzierte Freiheitsdenken kann man den vorliegenden Überlegungen ihre Überzeugungskraft nicht absprechen. Dabei setzt die skizzierte Kantrezeption allerdings weiterführende Fragen frei. So kann „Autonomieanspruch“ bedeuten, dass ich beanspruche, autonom zu sein, aber auch, dass ich mich dem Anspruch der Autonomie unterwerfe. Gleiches gilt für den Freiheitsanspruch. Insofern weiß auch Striet um die Schwäche der menschlichen Vernunft, und er würdigt in dieser Hinsicht nachdrücklich den Realismus Kants: Er habe um „das Tierische“ im Menschen gewusst und es als „Laster“ bestimmt, wenn die schwache Vernunft mit dem Tierischen in Konflikt gerate.

Fordert das aber nicht zu einer Neubesinnung auf die Sündenfallerzählung auf? Gerade vor dem für Striet so wichtigen evolutionsgeschichtlichen Hintergrund wissen wir, dass der Mensch mit einer angeborenen gentilistischen Prägung zur Welt kommt, kraft derer er die Neigung besitzt, nur oder in erster Linie seinesgleichen im vollwertigen Sinne als Mensch anzuerkennen. Selbst bei einem fernen Unfall wird uns oftmals nicht nur die Anzahl der Opfer bekannt gegeben, sondern auch die Zahl der sich darunter befindenden Deutschen, und es gibt Sprachen, die kein Wort für die Universalie Mensch besitzen. Das mit dem Schöpfungsglauben gegebene Bewusstsein, dass wir alle Kinder Gottes sind, stellt in dieser Hinsicht einen bewusstseinsgeschichtlichen Quantensprung dar, den nachzuvollziehen eine bleibende Aufgabe bedeutet. Als Sündenfall lässt sich dann jener Rückfall in seinen tierischen Ursprung verstehen. Bezeichnenderweise wird Kain nach der Ermordung Abels zum Gründer einer Stadt, und dass die Gründung eines Gemeinwesens durch Ausschlüsse der jeweils anderen geschieht, zeigt nicht nur der Begriff „communio“, in dem die lateinische Wortwurzel „moenia“ – die Mauer – steckt, sondern auch der Mythos vom Gründungsmord Roms, in dem Romulus seinen Bruder Remus umbringt. Im Schöpfungsglauben begegnet uns darum zwangsläufig auch die Parteinahme für den ausgeschlossenen Anderen, und Augustinus, der nicht nur die Erbsünde erfunden hat, sieht das Wesen der Kirche darin vorgebildet, wenn er von einer „ecclesia ab Abel“ spricht. Daraus ergibt sich freilich ein erweitertes Verständnis des jesuanischen Kreuzestodes und der Kirche. Diese zu entfalten würde die Möglichkeit einer Rezension übersteigen.

Gerd Neuhaus

Dietmar Mieth
Jede Wende – ein Anfang
Eine theologisch-ethische Analyse gegenwärtiger Transformationen

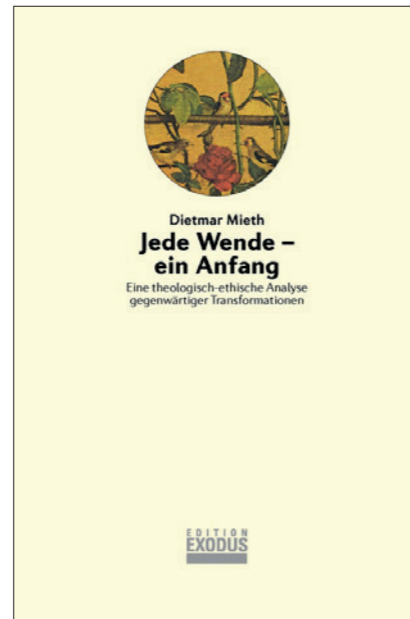
Luzern: Edition Exodus. 2024

428 Seiten

33,00 €

ISBN 978-3-907386-03-3

Wie der biblische Katechet des Evangeliums, hinter dem sich vielleicht „Matthäus“ selber versteckt, holt der Nestor katholischer Moraltheologie und Sozialethik aus der Schatzkammer seines langen Forschens und Lehrens Altes und Neues hervor (vgl Mt 13,52). In dieser eindrucksvollen Lebensernte werden schon bekannte Texte zusammen mit zahlreichen neuen präsentiert, teils nur entlegen, teils noch gar nicht veröffentlicht, teils länger und grundlegend, teils skizzenhaft und auf konkrete Anlässe bezogen. Das ist deshalb bedeutsam, weil Mieth zweifellos einer der kreativsten deutschen Ethiker der letzten 50 Jahre ist – zeitlebens vorbildlich im Bemühen, christliche Glaubensperspektiven mit aktuellen Lebens- und Überlebensfragen in einen argumentativen Korrelationszusammenhang zu bringen. Weder modernistische und denkfaule Anpassung noch traditionalistische und ebenso denkfaule Selbstverschließung gegenüber dem Zeitgeist, stattdessen sachbezogene Vermittlung in der Grundhaltung von Dialog und vor allem Diskurs, also mit Respekt vor anderen Positionen und ihren Begründungen. Bei dieser äußerst anregenden Kärnerarbeit zwischen all den Stühlen fertiger Wahrheitsbesitzerinnen kommt dem ehemaligen Professor aus Tübingen (und zuvor Fribourg) nicht nur sein großes Interesse auch an anderen Wissenschaften zugute, sondern seine intensive und langjährige Erforschung von Meister Eckharts Werk und Wirkung sowie seine ständige Wahrnehmung literarischer Texte aus Vergangenheit und Gegenwart (von Tristan und Isolde bis Thomas Mann und der jüngeren Gegenwart). Es geht um Ethos und Ethik, um Moral und Praxis.



Entsprechend breit ist die Palette der Einzelthemen unter dem Dach des treffenden Gesamttitels. Von heutiger Politik und Gesellschaft (Demokratie, Fake News, Gewalt und Frieden, Technik, Ökologie es) geht es bis zu Perspektiven gelingender Lebensführung und authentischer Spiritualität. Auch Fragen zur (katholischen) Kirchenreform ist ein eigener Teil gewidmet, die leidige Missbrauchsdebatte eingeschlossen. Beeindruckend ist immer, wie aktuelle Probleme ins Grundsätzliche hinein analysiert und lösungsorientiert bedacht werden, ohne Beserwisserei oder Indoktrination, vielmehr fragend und doch deutlich optional die Opfer und Armen im Blick. Bewegend ist z.B. die sensible Würdigung von Alexei Nawalny. Spürbar in allen Texten ist die selbstverständlich christliche Gesamtorientierung autonomer Moral, mit ebenso entschiedener wie deshalb kritischer Kirchlichkeit (die aus mehr autobiografischen Veröffentlichungen und Initiativen des engagierten Lientheologen auch sonst bekannt ist).

Vorbildlich sind nicht nur der dialogisch-solidarische Duktus der Argumentationen, nicht nur die (selbst- und kirchen-) kritische Zeitgenossenschaft, der sichtlich optionale Charakter der Themen. Es ist vor allem der mystisch-politische Charakter dieser Art ethischer Diskussion im Dienst notwendiger Transformationen. Bezeichnend z.B. ist die hervorragende Erschließung des „politischen“ Meister Eckhart unter dem Titel „Demokratie von innen“ – in Zeiten autoritärer Charaktere und Herrschaftsformen doppelt aktuell und auch kirchenreformersisch von Brisanz. Indem nämlich der Dominikaner Meister Eckhart die Ursprungseinheit aller Menschen in Gottes fortwährender Schöpfung und Inkarnation erschließt, relativiert er alle geschichtlichen, sprachlichen und auch kirchlichen Vermittlungen. „Der Sprengsatz, den Eckharts eigene Lebenslehre in sich trug, ist meiner Meinung nach darin zu sehen, dass er die Möglichkeit einer vernünftigen Selbstvergewisserung jedes einzelnen Menschen, gestärkt von den Glaubensmotiven, so hoch ansetzte, dass er dabei den Glauben in eine vollständige philosophische Übersetzung zwang“ (95f) und für kreative Praxis erschloss. Die Wahrheit, die der Glaube zu denken gibt, ist demnach höchst vernünftig. Und wer sich wirklich zur Vernunft kommen und bringen lässt, also dem Woher von allem nachdenkt, berührt schon das, was gut ist und von Gott kommt: je „innerlicher“, desto mehr auch „äußerlich“. Diese unterschiedene Einheit von Glaube und Vernunft ist durch und durch „praktisch“ zu verstehen und auf konkrete Machtverhältnisse kritisch bezogen, damals schon und heute erst recht. (Dazu sei als Einführung und Vertiefung Mieths glänzendes Buch „Meister Eckhart“ (München 2014) und seine Textauswahl „Meister Eckhart. Einheit mit Gott. Die bedeutendsten Schriften zur Mystik“ (Ostfildern 2014) sehr empfohlen.)

Kurzum: Wo immer man diesen Sammelband aufschlägt, man findet Anregung und Orientierung. Und vor allem: Man gerät in eine theologische Werkstatt, wie sie an der Zeit ist.

Gotthard Fuchs

Gotthard Fuchs
Gottvorkommen
Mystik im Alltag

Freiburg: Herder Verlag, 2024

143 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-39884-1

„Leben ist das, was passiert, während du gerade dabei bist, andere Pläne zu machen.“ Mit diesem Satz von John Lennon beginnt Gotthard Fuchs (geb. 1938), Priester und bekannter Kolumnist der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“, sein neues Buch „Gottvorkommen“ und bringt damit treffend sein Anliegen zum Ausdruck: „Einfälle und Fundstücke aus dem Alltag [...] zu theologischen Miniaturen [zu] verdichte[n], die man ‚mystagogisch‘ nennen könnte, also Wegbegleiter zum Geheimnis des Da-Seins.“ (7)

Geschöpft aus dem reichen Fundus der wöchentlichen Kolumne „Mystik im Alltag“ im „Christ in der Gegenwart“, gliedern sich 60 ausgewählte Text-Miniaturen, die nie länger als maximal zwei Seiten sind, in sechs gleichgroße Kapitel und behandeln zahlreiche Themen wie z. B. Menschenwürde, Klimawandel, Solidarität und Verantwortung, Glaubenswege, Gebetsweisen, Engagement und Hingabe.

Fuchs gelingt mit der Verbindung von erklärenden Elementen, persönlichen Reflexionen und literarischen Zeugnissen aus Poesie und Mystik etwas Besonderes: Er gibt dem „vielsagenden Schweigen Gottes im Geräusch unseres Lebens“ (10) sprachlichen Raum, um bis zum Kern eines Gedankens vorzudringen. Jedes Textstück eröffnet einen Erfahrungsraum, der es Leserinnen und Lesern ermöglicht, einzutreten und mitzugehen. Aus der Fülle seien exemplarisch einige Beispiele benannt: Der Text „Grundwasser“ (46f.) schaut auf die fortschreitende Versteppung und Vertrocknung der Natur und fragt nach Parallelen in unserer Seelen- und Beziehungslandschaft. Das Stichwort „Homeworking“ (48f.) lässt den Autor darüber nachdenken, was es eigentlich bedeute, nach Hause zu kommen und wirklich daheim zu sein. Auch das Gründungsprofil



des Christlichen nimmt Fuchs in den Blick und führt seine Überlegungen bis an die Peripherie, denn nur „vom Rand her gehen gott-menschliche Initiativen aus“, und lädt dazu ein, soziale Brennpunkte als spirituelle zu entdecken (72f.). Spannend liest sich auch die „Vermisstenanzeige“ (102f.), die eine Spruchkarte, biblische Hoffnungsbilder, Zitate von Johannes von Kreuz, Christian Lehnert und Michel de Certeau und den Sehnsuchtsschrei der frühen Christen miteinander verbindet und den Text mit der irritierenden Umkehrfrage aus dem Lukasevangelium enden lässt, ob der Herr, wenn er kommt, noch Glauben auf der Erde findet. Wer vermisst hier eigentlich wen? Es ist originell und gekonnt, wie Fuchs die Leserinnen und Leser immer wieder neu „abholt“ und sie zu einer gedanklichen Wanderschaft ermuntert, die für Überraschungen gut ist und durchaus auch zum Einspruch lockt.

Die Text-Miniaturen wollen nicht belehren, sie bieten vielmehr Zuspruch und regen zum Mit- und Weiterdenken an, zum Loslassen vor Vorstellungen und Plänen, zu einem Perspektivenwechsel – kurz: zu einer Mystik im Alltag.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB



Tomáš Halík
Traum vom neuen Morgen
Briefe an Brückenbauer

Freiburg: Herder Verlag, 2024
202 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-39903-3

Der tschechische Soziologe und Theologe Tomáš Halík gehört sicher zu den produktivsten Autoren der Gegenwart. Der im Untergrund geweihte Priester entzieht sich dabei gängigen Etikettierungen. Seine Werke sind gleichermaßen akademisch fundiert wie spirituell orientiert. So ist auch der „Traum vom neuen Morgen“ beides zugleich. Halík wählt dabei die literarische Gattung des Briefes, wobei er methodisch sich an C.G. Jungs „aktive Imagination“ anlehnt. In zwölf Briefen kommuniziert er Visionen und Träume von einer Zukunft der Kirche an einen fiktiven Papst Raphael. Der Papst seiner Träume ist nicht nur die oberste Lehrautorität der Kirche, sondern auch „geistiger Begleiter, Mystagoge, Hirte und Diener aller geistig offenen, durstigen und suchenden Menschen – sei es innerhalb der religiösen Gemeinschaften oder jenseits ihrer sichtbaren Grenzen“. (10)

Halík geht es darum aufzuzeigen, wie die bisherige Gestalt des Christentums sich transformieren kann, ohne dass sich dabei seine Identität auflöst, sondern diese neu zu finden ist. So trägt auch der zweite Brief die Überschrift „Identitätssuche“. Nachdem das mittelalterliche Christentum seine soziale Funktion als gesamtgesellschaftlich tragende „Religion“ verloren hat und in der Neuzeit das Christentum soziologisch zu einem von vielen „Weltbildern“ geworden ist, sieht er die Hauptaufgabe des Christentums in einer spirituellen Unterscheidung dessen, was in den geschichtlichen Prozessen der Gegenwart die Sprache Gottes und nicht die Sprache der Welt ist.



„Gott als Zukunft“, so der Titel des vierten Briefes, zeigt sich in der Geschichte „fortdauernd“ als Schöpfung und Inkarnation, als Kreuz und Auferstehung und Pfingsten. Diese unterschiedlichen Weisen der trinitarischen Gottesbegegnung wirken zusammen und ergänzen sich. Ihr dogmatischer Gehalt drückt sich aus in ihrer fortdauernden anthropologischen Erfahrbarkeit. Es gibt nicht nur eine *Creatio continua*, sondern auch eine *Incarnatio continua*, eine *Passio continua* und eine *Resurrectio continua*. Darin liegt die „innere Kraft der Religion“, die dazu führt, dass die Katholizität der Kirche sich gerade in der Verantwortung für das Gemeinwohl in der Welt zeigt. Daher ist der sechste Brief pointiert betitelt „Mutter Kirche, komm aus dir heraus“.

Damit wird der Glaubenspraxis eine andere Wertigkeit gegenüber der Glaubenslehre zugewiesen. Beide sind auf der Suche: einerseits auf der Suche nach Wahrheit, andererseits auf der Suche nach einem authentisch gelebten Christentum heute. Einem Christentum, das sich durch Freiheit und Mündigkeit auszeichnet, für die der Papst (fiktiv wie real) der Brückenbauer sein sollte. Daher gehört die prophetische Kritik, tote Gottesvorstellungen als Götzen zu kennzeichnen, zu dieser neuen Gestalt des Christentums. Orientiert am Dreiklang Glaube, Liebe, Hoffnung werden in den beiden letzten Briefen die klassischen eschatologischen Themen Hölle und Himmel angerissen. Es geht darum, die Hölle zu leeren und den Himmel zu füllen.

Glaube, Christentum und Kirche sind in einer Krise. Diese Krise ist Ausdruck eines Transformationsprozesses. Dessen Analyse gelingt Halík auf einem verständlichen, lesbaren Niveau mit originellen Formulierungen. Dabei ist seine Nähe zum synodalen Reformprozess des realen Papstes offensichtlich. Die Zukunft der Kirche liegt in ihrer geistlichen Erneuerung. Dies ist kein seichter oder vertröstender Spiritualismus, sondern bei Halík durch umfangreiche theologische Kenntnisse untermauert. Es gelingt ihm im Unterschied zu manchem trockenen wissenschaftlichen Werk, grundlegende Fragen der Theologie nachvollziehbar zu präsentieren. Für alle, die Halík noch nicht kennen, wird er eine Entdeckung sein.

Thomas Franz

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN

Dorothea Weltecke
Die drei Ringe.
**Warum die Religionen erst im Mittelalter
entstanden sind**

München: C.H.Beck Verlag, 2024
608 Seiten m. farb. Abb.
38,00 €
ISBN 978-3-406-81192-0

Dorothea Weltecke lehrt Europäische Geschichte des Mittelalters an der Humboldt-Universität zu Berlin. In ihrer jüngst erschienenen Monografie präsentiert sie die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit im Bereich der transreligiösen und transkulturellen Phänomene des Mittelalters. Sie entwirft darin eine transreligiöse und transkulturelle Geschichte der Religionen Afroeurasiens im Zeitraum „zwischen Antike und Neuzeit“ (11) und macht damit ein alternatives Angebot zu traditionellen eurozentristischen religions- und kirchenhistorischen Entwürfen des Mittelalters. Das geschieht beispielsweise dann, wenn Weltecke die Kirche des Ostens in den Blick nimmt und ihre Angehörigen in der Quellenarbeit zu Wort kommen lässt. Christen gab es im Mittelalter eben auch in Asien und nicht nur im lateinischen Europa.

Weltecke vertritt die These, dass jüdische, christliche und muslimische Glaubenstraditionen zwischen dem 7. und 15. Jahrhundert exklusive soziale Strukturen und abgeschlossene Lehrgebäude herausbildeten und damit zu Religionen im modernen Sinne wurden. Die Religionswerdung von Judentum, Christentum und Islam begreift sie als einen gemeinsamen Prozess der zunehmenden Schließung, der allerdings immer wieder durch Austausch und Berührungspunkte zwischen den Traditionen durchbrochen wurde.

Sie argumentiert in fünf Schritten; dabei folgt sie keiner Chronologie: Im ersten („Orientierungen in einer neuen Landschaft“) und zweiten Teil („Lehrdefinitionen und Zugehörigkeiten“) gewähren Pilgerberichte und häresiographische Schriften aus jüdischer, christlicher sowie muslimischer Perspektive Einblicke in die Welten der Juden, Christen und



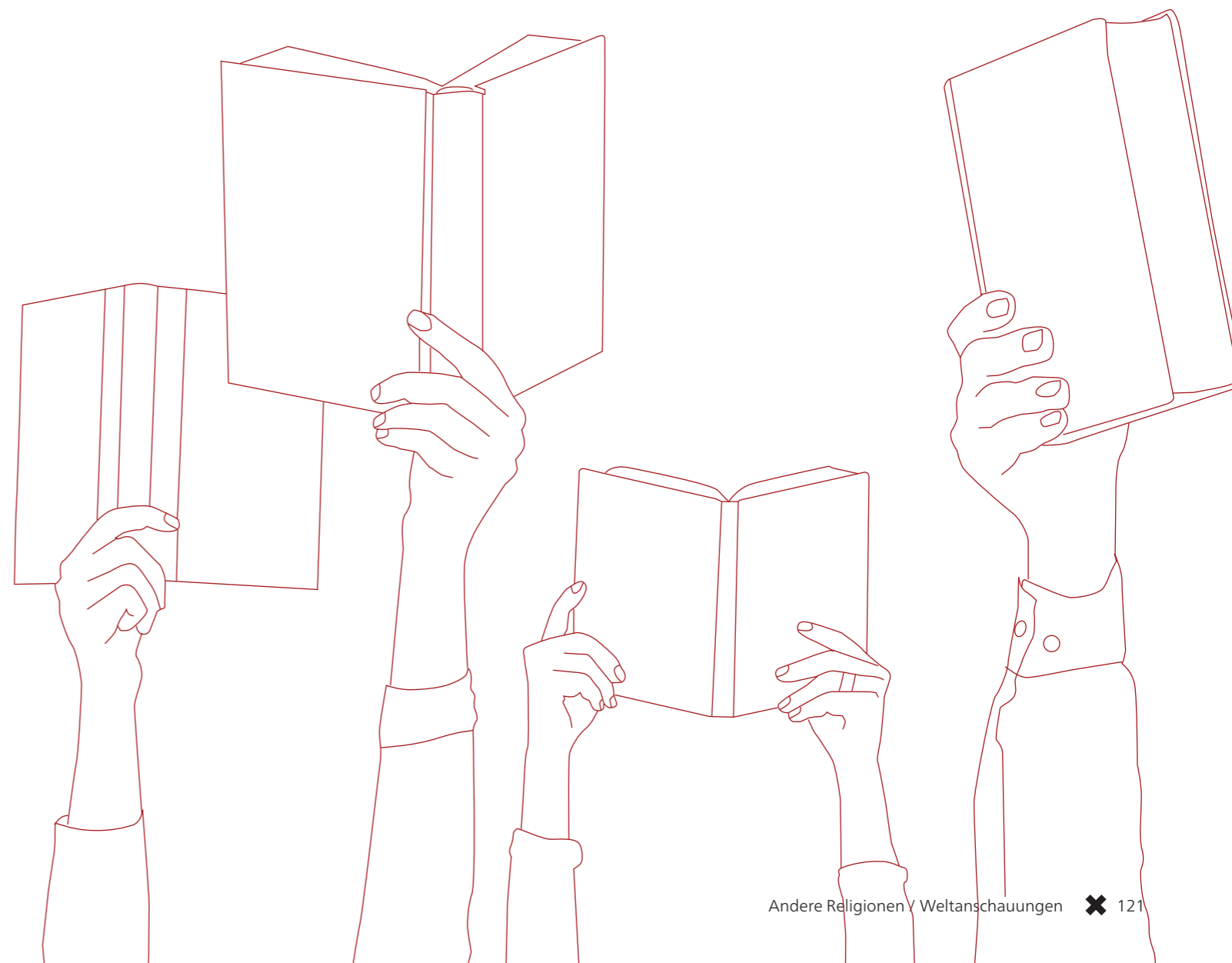
Muslimen. Diese waren seit dem 12. Jahrhundert sichtbar miteinander vernetzt und lebten in polyzentrischen religiösen Landschaften, hiermit schließt Weltecke an den aktuellen Forschungsstand an. Sie selbst macht die Verwobenheit der drei Traditionen u. a. an historischen Gegenständen wie etwa an den auf das 12. Jahrhundert datierten Lewis-Schachfiguren aus Skandinavien fest. Hier fand ein Spiel, das seine Ursprünge in Nordindien hatte, auch in Skandinavien Verbreitung und einzelne Figuren erhielten in diesem neuen Kontext eine neue Gestalt. Darüber hinaus sieht sie in häresiographischen Schriften die Formierung von Gruppenidentitäten und -zugehörigkeiten einsetzen.

Im dritten Teil („Was die Ringparabeln erzählen“) untersucht Weltecke Parabeln, die auf bildreiche und belehrende Weise vom Verhältnis der drei Glaubenstraditionen zueinander erzählen. Darunter befinden sich auch die Vorläufer der aus Lessings

Drama „Nathan der Weise“ bekannten Ringparabel. Weltecke konstatiert zum einen, dass solche Parabeln in allen drei Traditionen „der geistlichen und weltlichen Unterweisung“ (vgl. 285) dienten, also Orientierungswissen vermittelten, um sich in den unübersichtlichen Glaubenswelten und damit in der eigenen Tradition sicher bewegen zu können. Zum anderen entdeckt sie, dass in den untersuchten Parabeln auf der Bildebene stets soziale und rechtliche Ungleichheiten bearbeitet wurden, z.B. innerhalb der Familie in Hinblick auf das Erbrecht, das den Erstgeborenen stets bevorzugte. Genau diese Beobachtung ermöglicht es Weltecke, die beiden Dimensionen Zugehörigkeit zu einer Glaubenstradition und sozialer Status zusammenzudenken und damit ihre These in den nächsten beiden Schritten zu entfalten. Anhand von didaktischen Schriften und Religionsgesprächen illustriert sie, wie diese beiden Dimensionen zusammenhingen und wie sich daraus die allmähliche Schließung der drei Glaubenstraditionen ergab. So kommt Weltecke im vierten Teil („Wahrheit und soziale Ordnung“) zu dem Ergebnis, dass soziale Hierarchien und Machtstrukturen stets Einfluss darauf nahmen, wie man die eigene theologische Position formulierte oder formulieren konnte. Hinzu kam, dass in einer sozialen Ordnung, in der die herrschende Person ihre Macht auf die Wahrheit ihres Glaubens zurückführte, exklusive theologische Standpunkte und konkrete Gruppenzugehörigkeiten bevorzugt wurden. Es galt: Wer sich zum Herrschenden und dessen Gott bekannte, war zugleich treuer Untertan (vgl. „Herrschaft und Wahrheit“). Ein solcher Machtanspruch und die damit verbundene gesellschaftliche Ordnung, die als gottgegeben daherkamen, beschleunigten letztlich die Schließung der Glaubenstraditionen hin zu exklusiven sozialen Formationen mit geschlossenen Lehrtheorien, so Weltecke.

Weltecke gelingt es durch ihren faszinierenden Zugang zu Quellen, der dem Erzählen von Geschichten nahekommt, die volle Aufmerksamkeit und Neugierde der Leserin für sich zu beanspruchen. Mit ihrem Blick auf Sozial- und Machtstrukturen legt die Autorin neue Erkenntnisse frei – so etwa, wenn sie die Funktion von Parabeln darin sieht, in erster Linie praktisches Weltwissen zu vermitteln, das dabei helfen sollte, sich in den vermachteten Glaubenswelten zurechtzufinden. Das Werk zeichnet sich durch gute Lesbarkeit aus und hat das Potenzial, auch Interessierte außerhalb der Fachcommunity zu erreichen. Außerdem gelingt es Weltecke, trotz der Unsichtbarkeit von Frauen in historischen Quellen, immer wieder an diese als historische Akteurinnen zu erinnern. Zu Beginn eines jeden Großkapitels verweist sie darauf, dass die untersuchten Quellen, weil von Männern geschrieben, die Perspektiven und Lebensrealitäten der Frauen nicht wiedergeben können. Damit lässt sie anklingen, dass die Rekonstruktion historischer Wirklichkeit immer unvollständig bleiben wird. Letztlich ermöglicht Welteckes Geschichtsentwurf Gleichzeitigkeiten, ob Abgrenzung oder Austausch zwischen den Traditionen, ob exklusive oder inklusive theologische Positionen, sie existierten stets parallel. Diese Stärke ihres Geschichtsentwurfs geht mit der fehlenden Chronologie Hand in Hand, die die Leserin ein manches Mal um ihre zeitliche Orientierung brachte.

Laura-Maria Joksimovic



Mouhanad Khorchide
Ein Muslim auf dem Jakobsweg
Pilgererfahrungen der anderen Art

Freiburg: Herder Verlag, 2024

175 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-39721-9

Mouhanad Khorchide berichtet von seiner stauenswerten Reise auf dem Weg nach Santiago de Compostela. Überrascht die Leserschaft heute, dass ein gläubiger Muslim dorthin aufbricht? Der Theologe, in Osnabrück als Professor für Islamische Religionspädagogik tätig, sammelt Erfahrungen, die gläubige Menschen religionsübergreifend verbinden. Eine solche Pilgerfahrt ist zugleich ein Aufbruch in die Fremde, mitunter sogar ein existenzielles Wagnis, so dass Khorchide vor Beginn der Reise seiner Mutter versichert, dass er Muslim bleiben werde.

Der Theologe sucht nach Berührungspunkten zwischen den Religionen und weiß sogar die Trinität in ein islamisches Verständnis behutsam einzubetten. Er versteht die Dreifaltigkeit als einen „symbolischen Ausdruck der Vielfalt Gottes“, denn Gott sei ein „Beziehungswesen“; so vermag er die „innere Beziehung in sich selbst“ des dreifaltigen Gottes als Andersgläubiger zu verstehen. Khorchide sieht also „absolut keinen Grund, warum ich ein christliches Gebet nicht mitsprechen sollte“. Anders als auf der Pilgerfahrt nach Mekka sei beim Weg nach Santiago in erster Linie nicht das Apostelgrab, sondern der Weg selbst das Ziel: „Jeder Mensch gestaltet dabei seine eigene, ganz individuelle Art, den Weg zu bestreiten.“

Auf dem Fußmarsch herrscht eine ungewohnte, zunächst kaum auszuhaltende Stille, an die sich der Pilger gewöhnen muss. Er geht, er bewegt sich, doch zunächst begegnet er niemandem, nur einer hungrigen Katze. Später trifft Khorchide viele Personen, in deren Leben Religion überhaupt nicht wichtig zu sein scheint, die aber „authentische Antworten“ auf die „großen Sinnfragen“ zu suchen und manchmal auch für sich zu finden scheinen. Der Theologe beschließt, dass er „endlich mit dem Denken aufhören“



müsse – mehr als einmal, um sich den Erfahrungen, Begegnungen und Eindrücken ganz zu öffnen. Der muslimisch gläubige Pilger auf dem Jakobsweg tut dies stets im Vertrauen darauf, sich „von Gott angenommen zu wissen und entsprechend zu handeln“.

Auf dem Weg nach Santiago entdeckt er die christliche Perspektive auf die Selbstliebe. Auf die Frage nach einer Begründung hierfür antwortet eine persisch-amerikanische Pilgerin: „Liebe braucht kein Warum.“ Für Khorchide liegt hierin eine Denkmöglichkeit, die monotheistische Religionen verbinden kann, denn die „bedingungslose Bejahung der Existenz“ könnte der „eigentliche Sinn unseres Daseins“ sein: „Können wir mit anderen Worten sagen, dass Liebe den höchsten Sinn menschlichen Lebens darstellt? Liebe ist das Woraufhin der Existenz. Dass manche gläubige Menschen Liebe mit Gott gleichsetzen, ist nicht der zentrale Punkt. Wichtig ist nur, dass diese Kategorie der Liebe als gemeinsamer Sinn existiert.“

Dennoch möchte Khorchide, weiter auf dem Pilgerweg sinnierend und sich mit Weggefährten austauschend, nicht auf Religion verzichten. Die Religion erinnere den Menschen an seine Aufgabe, die „Hand der Liebe Gottes hier in der Welt zu sein“. Er schreibt weiter: „Der Jakobsweg ist eine Reise nach innen, eine Reise in die Vergangenheit der eigenen Biografie mit dem Ziel, die Zukunft neu zu schreiben.“ Das „bewusste Streben der Pilger“ bestehe darin, das „Ruder der eigenen Geschichte des eigenen Lebens“ selbst in die Hand zu nehmen. Ob diese Wahrnehmung ausreicht? Vielleicht ist die Absicht gegeben, eine solche Klarheit über sich und den Weg des eigenen Lebens zu gewinnen. Die Erfahrung indessen, dass bei dieser Suche Gott auf die ihm eigene Weise zum Wegbegleiter wird und dass auf dem Jakobsweg besondere Erfahrungen hinzutreten, die gewissermaßen Schritte über die konkrete Pilgerreise hinaus sein können, fällt aus. Khorchide schreibt, dass die beständige Aufgabe eines jeden Menschen darin liege, das eigene Leben gut zu führen und einen solchen tragfähigen Sinn zu stiften: „Ob dies auf dem Weg nach Mekka, auf dem Jakobsweg oder in den eigenen vier Wänden geschieht, ist zweitrangig. Entscheidend ist, dass wir Pilger bleiben.“

Doch genügt das? Fragen bleiben offen: Könnte es nicht möglich sein, dass wir den Sinn nicht selbst stiften, sondern erkennen und annehmen, nämlich dass nicht unser Wollen diese Sinnhaftigkeit begründet, sondern die Einfügung in den Willen Gottes? Wer pilgert, öffnet sich für Erfahrungen, die über bloße Selbstverwirklichung hinausreichen. Pilgerfahrten können Vertiefungen im Glauben schenken, und dies auch jenen, die gar nicht damit rechnen.

Mouhanad Khorchide hat ein lesenswertes, wenn gleich vorwiegend säkular orientiertes Buch vorgelegt, das Beachtung verdient und zum Nachdenken über die interreligiöse Bedeutung des Pilgerns anregt.

Thorsten Paprotny

Impressum

Autorinnen und Autoren

Bonimeier, Dr. Manuel / Traunstein
Brose, Prof. Dr. Thomas / Berlin
Brüggenthies OSB, Sr. Dr. Raphaela / Eibingen
Franz, Dr. Thomas / Würzburg / Berlin
Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden
Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Monheim
Gottas, Christian / Wiesbaden
Hartmann, Dr. Stefan / Bamberg
Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten
Heidrich, Dr. Christian / Nußloch
Heil, Dr. Hanno / Runkel
Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau - Frankfurt
Joksimovic, Laura-Maria / Frankfurt
Kläver, Prof. Dr. Magdalene / Wiesbaden
Körlings, Heribert / Herzogenrath
Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund
Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand
Lanz, Dr. Friederike / Limburg
Lechtenböhrer, Silke / Flörsheim
Lindner, Sebastian / Frankfurt
Lörsch, Prof. Dr. Martin / Trier
Menges, Thomas / Limburg
Müller, Dr. Hans-Jürgen / Frankfurt

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach
Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen
Nitsche, Dr. Martin / Frankfurt
Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen
Pantenburg, Sandra / Limburg
Pappert, Claudia / Idstein
Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover
Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein
Reitnauer, Anna Sophie / Frankfurt
Ring, Jochen / Bad Honnef
Roth, Prof. Dr. Ulli / Koblenz
Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Eichstätt
Schmidt, Prof. Dr. Thomas M. / Frankfurt
Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal
Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt
Schüller, Dr. Alexander / Aachen
Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz
Sojer, Thomas / Sankt Johann in Tirol
Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef
Tüpper, Rita Anna / Bonn
Vörckel, Dr. Karl / Grünberg
Voß, Matthias / Potsdam

EULENFISCH Literatur 1/2025

Herausgeber

Dr. Ralf Stammberger

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-911403-07-8

ISSN

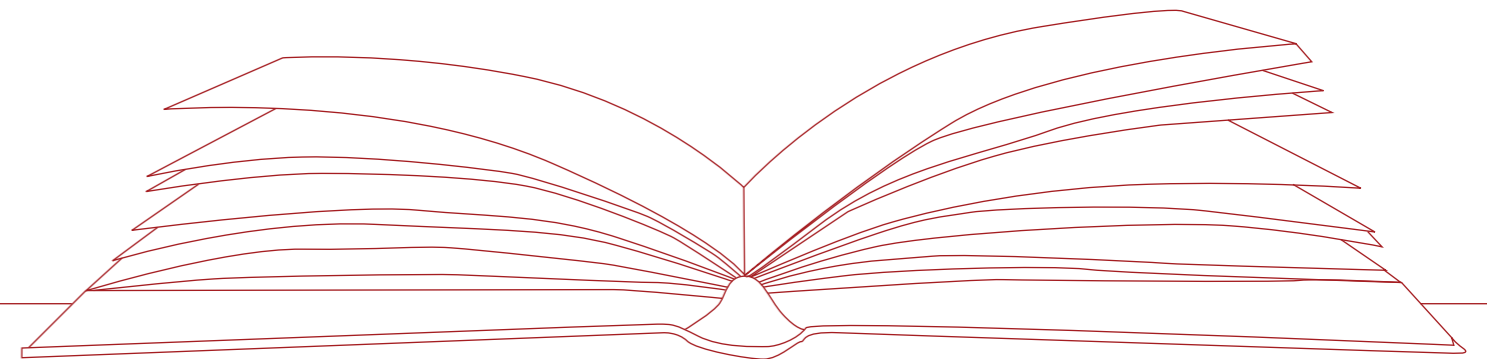
2199-7020

Ausgabe 33 (1_2025) 18. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2025



Zu lesen unter
literatur.eulenfisch.de





KATHOLISCHE
KIRCHE
BISTUM LIMBURG

978-3-911403-07-8